

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends außer Sonntagen mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Große Altesfähre 85-7, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pf. Abonnementsliste Nr. 4089 u. 4 Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfennige, für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfennige, auswärtige Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Morgens in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 54.

Dienstag, den 5. März 1895.

2. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Zeichen der Zeit.

mp. Daß heute fast überall Beschwerden über zu hohe Steuern erhoben werden, ist eine Erscheinung, an die wir längst gewohnt sind. Daß aber auch ein Staatsminister kommt und über die Steuern jammert, die auf sein Land drücken, das ist etwas ganz Neues in Deutschland. Zwar ist es nur der Minister eines Kleinstaates, nämlich des Großherzogthums Sachsen-Meiningen, von dem ein solcher Nothschrei ausgegangen ist, aber dennoch ist die Sache von symptomatischer Bedeutung.

Der Minister behauptet, die Kleinstaaten könnten ihre Beiträge an das Reich, die sogenannten Matrikularbeiträge, nicht mehr aufbringen, und es sei daher dringend nothwendig, neue Reichssteuern, wie die Tabaksteuer zu schaffen. Das Bild, das er von der Finanzlage seines Landes entwarf, war allerdings nicht sehr tröstlich. In Meiningen, sagte er, würden per Kopf 5 Mark Staatssteuer und noch mehr Gemeindesteuer bezahlt, was sehr viel heißen will, wenn man bedenkt, daß es in Meiningen Gegenden giebt, die durch das herrschende System der Hausindustrie so ausgefogen worden sind, daß sie zu den ärmsten Deutschlands gehören.

„Wir können die Einkommensteuer nicht mehr erhöhen,“ rief der Minister, „wohlhabende Leute ziehen nicht nach Meiningen und reiche Aktiengesellschaften haben wir auch nicht!“ Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein; im Ganzen leidet aber auch in Meiningen die Einkommensteuer an einer schiefen Veranlagung, durch welche die Wohlhabenden geschont und die Armen gedrückt werden. Ganz ohne wohlhabende Leute wird doch auch Meiningen nicht sein, denn der Handel des Landes erstreckt sich über ganz Europa und die billig hergestellten Spielwaaren werden in Massen nach überseeischen Ländern exportirt. Nach Nordamerika wurden 1887 für 3,325,000 Mk. Spielwaaren und für 1,600,000 Mk. Porzellan aus Meiningen ausgeführt; die Unternehmer dieser Geschäfte werden doch wohl zu den wohlhabenden Leuten gehören.

Auch in Meiningen will man offenbar den wohlhabenden Leuten nicht wehe thun und darum senkt der Minister nach der Tabaksteuer wie nach einer Erbsung. Andere Kleinstaaten seien in derselben Lage, sagte er. Das glauben wir gerne.

Aus dem Ganzen geht hervor, daß man allseitig entschlossen ist, die durch den Militarismus neu erwachsenden Lasten wiederum auf die Schultern der großen Masse mittelst neu einzuführender indirekter Steuern zu legen.

Aber glaubt denn der Herr Minister die meiningen'sche Bevölkerung werde besser daran sein, wenn sie in Form indirekter Reichssteuern statt direkter Landessteuern neue Ausgaben zugewälzt bekommt? Und wird nicht gerade durch die Tabaksteuer die Tabakindustrie im meiningen'schen Unterland schwer betroffen werden? Werden dort nicht eine Anzahl Menschen brotlos werden, eine Kalamität, die auch weitere Kreise der erwerbsthätigen Bevölkerung in Mitleidenschaft ziehen muß?

Man könnte meinen, die Herren Staatsmänner müßten aus ihren Erfahrungen doch bessere Lehren ziehen, als daß sie sich der Täuschung hingeben könnten, mit einer theilweisen Verschiebung der Steuerlast auf das Reich sei die Sache abgethan. Der meiningen'sche Minister hat selbst den Kern des Übels berührt. Er meinte, die Einkommensteuer in seinem Lande habe im letzten Jahre schon Mindererträge gegenüber den Vorjahren ergeben. Damit hat der Minister, ganz unbewußt vielleicht, eine Perspektive gegeben, wie sich die Zukunft Deutschlands gestalten wird, wenn man auf den bisherigen Bahnen beharrt.

Jeder Steuerdruck hat seine natürliche Grenze und wenn er zu groß wird, so versagt die Staatsmaschine; es geht nichts ein. Dem wo nichts ist, da kann auch nichts genommen, resp. keine Steuer erhoben werden. Die kapitalistische Ausbeutung einer- und die Vermehrung der Staatslasten andererseits bringen uns einem solchen Zustand mit überraschender Schnelligkeit nahe und wenn wir eine Statistik der fruchtlosen Steuer-Exekutionen hätten, so könnten wir daraus ersehen, wie weit es schon gekommen ist.

Damit ist auch die große „Finanzreform“ des Herrn Miquel schon im Voraus gekennzeichnet. Herr Miquel mag ein guter Rechenkünstler sein, aber der kommt hier gar nicht in Betracht. Alle seine kunstreichen Gruppierungen der Einnahmen und Ausgaben haben gar keinen Zweck gegenüber der einen unumstößlichen Thatsache, daß wir mit Steuern schon bis zur Unerträglichkeit überlastet sind und daß Herr Miquels Finanzkunst keine Entlastungen sondern immer nur neue Belastungen bringt.

Die alten Militärstaaten geben alle dem gleichen Schicksal entgegen — einer Finanzklemme, aus der sie nicht mehr zu entriemen vermögen. Italien zeigt ganz genau, wohin sie alle wider Willen fliehen, wenn sie keine neuen Bahnen zu gewinnen im Stande sind. Und das sind sie nicht, denn der Militarismus läßt sie nicht los.

Der Meiningen'sche Zwischenfall hat uns gezeigt, wie es in Wirklichkeit in Deutschland steht. Wir sind eben nicht reich genug, um unseren Ruhm zu bezahlen.

Die Zukunft wird diese Wahrheit unfehlbar in „nationalem“ Dusef befangenen „Patrioten“ sehr unsanft einbläuen.

Deutscher Reichstag.

(Original-Bericht des „Lübecker Volksbote“.)

Berlin, 1. März 1895.

49. Sitzung. (Schluß.)

Dr. Hamacher (M.) erklärt, daß seine Partei bis zum letzten Mann für die Panzerkreuzer stimmen wolle, und giebt seiner Freude über die Haltung Rickerts und dessen Freunde Ausdruck.

Graf Bernstorff (Welfe) betrachtet die Bewilligung der Kreuzer als eine wirtschaftliche Frage, da die Bewilligung dem gesammten deutschen Unternehmungsgeist zu Gute kommen werde. Angesichts der bevorstehenden Erschließung Chinas müsse der deutsche Wettbewerb jede mögliche Förderung erfahren.

Die Debatte wird geschlossen. Zur Geschäftsordnung bemerkt Werner (Antisemit), daß er durch den Schluß der Debatte verhindert worden sei, den Standpunkt seiner Partei darzulegen. Seine Freunde würden nur zwei Kreuzer bewilligen.

Die Abstimmung über die Position „Zum Bau des Kreuzers erster Klasse Ersatz Leipzig, erste Rate 1000000 Mark“ ist auf Antrag des Abg. Wirbach und Gen. und Richter und Gen. eine namentliche.

Die Position wird mit 145 Stimmen gegen 77 Stimmen bewilligt; dagegen stimmen die Sozialdemokraten, die süddeutsche und die freisinnige Volkspartei, die Antisemiten und die Polen geschlossen, die freisinnige Vereinigung mit Ausnahme der Abgg. Rickert und Schröder. Von den Konservativen enthielten sich 10 Mitglieder der Abstimmung.

Die Positionen 6, 7 und 8 (Bewilligung von 6 Millionen für 3 Kreuzer 2. Klasse) werden bewilligt.

Hier stimmt die freisinnige Vereinigung geschlossen für die Bewilligung. Sonst bleibt das Abstimmungsverhältnis dasselbe.

Bei Titel 9, „Zum Bau eines Torpedodivisionsbootes erste Rate 500000 Mark“, bittet Müller-Fulda (Z.) um Ablehnung der Forderung.

Richter (Frp.) bittet ebenfalls um Ablehnung; gerade das Torpedowesen sei bei uns zu höchster Blüthe entwickelt und Deutschland stehe keiner anderen Nation nach.

Staatssekretär Hollmann bittet, den Beschluß der Kommission aufrecht zu erhalten; das in Frage stehende Boot gehöre zu einer schon im Bau befindlichen Torpedoflotte; es solle das führende Boot werden. Die Ansicht des Abg. Richter, daß unsere Torpedoflotte an der Spitze aller Nationen marschiere, sei leider nicht ganz richtig.

Bei der Abstimmung werden die 500000 Mark für das Torpedoboot abgelehnt. Dafür nur Nationalliberale und ein Theil der Konservativen.

Das Haus vertagt hierauf die Weiterberatung auf Sonnabend 1 Uhr.

Tagesordnung: Fortsetzung der heutigen Verathung und Etat des Reichsheeres.

Schluß 5 1/2 Uhr.

50. Plenar-Sitzung vom 2. März, 1 Uhr.

Am Bundesrathstisch: Staatssekretär Hollmann, Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff u. A.

Die Verathung des Etats der Reichsmarine wird fortgesetzt bei den einmaligen Ausgaben, Kapitel 6, Titel 10, „Zur Herstellung von Torpedobooten, 1. Rate 2,400,000 Mk.“

Der Referent Dr. Lieber (Z.) beantragt Namens der Budgetkommission, diese 2,400,000 zu streichen.

Staatssekretär Hollmann befürwortet die Bewilligung. Um die Torpedoflotte auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit zu erhalten, sei die Herstellung einer weiteren Serie von acht Ersatztorpedobooten nothwendig. Die jetzigen Boote seien in der Technik zumeist veraltet, namentlich in Bezug auf die Geschwindigkeit. Die gesammten Herstellungskosten seien auf 3,976,000 Mk. veranschlagt.

Das Haus lehnt ohne weitere Debatte gemäß dem Beschlusse der Budgetkommission die Bewilligung ab.

Titel 11 verlangt die Bewilligung von 1,640,000 Mk. „Zur Erneuerung von Maschinen und Kesseln der Schiffe der Sachsenklasse, 1. Rate.“

Die Kommission schlägt vor, die Summe zu bewilligen, aber zu sagen: „Zur Erneuerung von Maschinen und Kesseln zweier Schiffe der Sachsenklasse, 1. Rate.“

Bei Titel 6 beantragt die Budgetkommission, die Summe von 1,000,000 Mk. zum Bau eines großen Trodenboots auf der Werft zu Kiel, zweite Rate (erste Baurate) zu streichen; und zwar wie Dr. Lieber (Z.) in seinem Referat hervorhebt, in Rücksicht auf die Verstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben im Reichshaushalt.

Staatssekretär Hollmann erkennt zwar die finanzielle Nothlage an, bittet aber doch um Bewilligung der Summe. Er wisse zwar, daß seinem Wunsche nicht gewillfahrt werden würde, er möchte aber bitten, daß in diesem Falle „aufgehoben“ nicht „aufgehoben“ bedeuten möge.

Felsen (M.) tritt ebenfalls für die Bewilligung ein.

Das Haus beschließt dem Antrage der Kommission gemäß.

Als Zuschuß zu den einmaligen Ausgaben im ordentlichen Etat werden im Titel 8 3,334,100 Mk. ausgeworfen, 1,532,000 Mk. mehr wie im Vorjahre.

Müller-Fulda (Z.) beantragt die Erhöhung dieses Betrages um 1700 Mk. und die Deckung eines Theilbetrages davon in Höhe von 1,200,000 Mk. aus den vorhandenen Anleihebeständen.

Nach einer längeren Debatte, an der sich die Abgeordneten Hamacher, Rickert, Richter und der Schatzsekretär Graf Posadowsky betheiligen, und die sich um das System der Finanzverwaltung dreht, die Kosten der Bauten und Ausgaben für Kriegsmaterial aus den laufenden Mitteln und nicht, wie es früher üblich war, aus den Anleihebeträgen zu decken, wird der Antrag Müller und mit dieser Veränderung der Titel angenommen.

Ebenso werden die übrigen Titel und der Einnahme-Etat debattelos genehmigt.

Damit ist der Marineetat erledigt.

Es folgt die zweite Verathung des Militäretats.

Hierzu liegt zunächst folgender Antrag der Abgeordneten Auer und Genossen vor.

„Der Reichstag wolle beschließen:

die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit und die Umwandlung der jetzigen Heeresorganisation in eine Militär-Wehrordnung angebahnt wird.“

Das Wort erhält Liebknecht (SD): Der Antrag, der Ihnen hier vorliegt, und der schon im vorigen Jahre von uns angekündigt worden, ist nicht ein Produkt der Laune, ist auch nicht demagogischen Rücksichten entsprungen; im Gegentheil, es ist das Gefühl der Pflicht, welches meine Partei, die seit ihrem Bestehen diese Forderung, welche in dem Antrag zum Ausdruck gebracht ist, erhob, dazu bewegen hat, den Antrag zu stellen. Man könnte ja sagen, es sei kein Grund im Augenblick dafür vorhanden, es liege keine brennende Frage vor; aber wenn auch keine brennende Frage vorliegt, brennt das Feuer doch, welches die Unzufriedenheit schürt und welches aus Zuständen, die wir hier treffen wollen, entsteht. Das deutsche Volk hat unter dem Druck des Militarismus mit einer Mehrheit von einer Million sich gegen die Vermehrung der Militärkräfte ausgesprochen; es wurde klar, daß die Unzufriedenheit im Volke wesentlich aus dem Druck des Militarismus entsprungen ist. In England sprach zu derselben Zeit, am 16. Juni 1893, der größte und erfahrenste der lebenden Staatsmänner, Gladstone, das Wort aus: „Der Militarismus ist ein fürchterlicher Fluch der Zivilisation.“ Wir kennen die Lasten, die sich der Militarismus auferlegt. Die gegenwärtigen Schwierigkeiten, in denen die Regierung sich befindet, stehen wesentlich in Verbindung mit dem Militarismus. Das Suchen nach neuen Steuern, um die Kosten der Militärvorlage zu decken, dauert schon seit 1 1/2 Jahren und hat bis heute noch zu keinem Resultat geführt. Die Steuerzahler für militärische Zwecke ist bei uns auf das Ueberspätteste und ebenso geht es den anderen Ländern. Was nun unsere Forderung selbst betrifft, so ist sie uralt. Wir haben sie schon Anfangs der 70er Jahre vertreten. Unser Grundsatz ist, daß das ganze Volk in Waffen stehen muß und, soweit es dazu fähig ist, auch wehrhaft gemacht wird. Das ist bloß möglich in dem sogenannten Milizsystem, wie es jetzt ja am besten in der Schweiz verwirklicht ist. Von dem Momente an, wo wir den Antrag angekündigt haben, ist er in der offiziellen Presse angegriffen worden. Man hat gesagt, es sei ein Wahnsinn, jetzt an die Entwaffnung zu denken, Deutschland wehrlos machen zu wollen, wo ja die Welt in Waffen starre. Der Wortlaut unseres Antrages beweist Ihnen schon, daß es uns niemals eingefallen ist, unser Land wehrlos zu machen; so lange die gegenwärtige Lage noch besteht, kann eine Entwaffnung nicht stattfinden. Es ist also ein Uebergang nothwendig aus dem jetzigen System zum System der Miliz und es ist selbstverständlich, daß eine Maßregel von solchen Dimensionen nicht durchzuführen ist ohne internationale Abmachungen. Wir wissen, daß eine Nation von der anderen abhängig ist; daran haben auch unsere Freunde in anderen Ländern gedacht. In Frankreich ist schon vor 1 1/2 Jahren von unseren dortigen Freunden ein genau ausgearbeiteter Antrag in derselben Richtung der Kammer unterbreitet worden. Weil wir wissen, daß für diese Frage ungeheure Detailkenntnisse nöthig sind, Kenntnisse, wie sie nicht einer einzelnen Person, sondern nur einer Regierung zu Gebote stehen, haben wir den Antrag in der Weise gestellt, daß der Reichstag die Reichsregierung auffordern soll, einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher die Umgestaltung des Heeres andahnt.

nsere französischen Genossen sind durch den Chauvinismus der Majorität der Kammer daran verhindert worden, ihren Antrag zu begründen, sie werden aber bei der Budgetdebatte den Antrag einbringen und dieselben Forderungen wie wir an die französische Regierung stellen. Ich kenne die französischen Verhältnisse und weiß, daß der Gedanke der Abrüstung in dem Sinne, daß mit dem System des stehenden Heeres gebrochen wird, in Frankreich mindestens ebenso in die Volkskreise gedrungen ist wie in Deutschland und daß wir in Frankreich auf eine starke Stimmung in allen Volkskreisen, und besonders unter der gesamten Arbeiterklasse zu Gunsten einer beratigen Umgestaltung rechnen können. Wir machen uns natürlich hinsichtlich des Schicksals unseres Antrages keine Illusionen, aber es ist notwendig, daß die Frage ein Mal so scharf vor das deutsche Volk gebracht wird. Kommen wir heute nicht durch, werden wir wiederkommen und wir werden immer mehr Stimmung im Volke für unseren Antrag hinter uns haben. Redner giebt nun Vergleichung des Milizsystems mit dem System des stehenden Heeres. Was das Milizsystem besonders auszeichnet, ist, daß es eine weit größere Wehrmacht ergibt, und zwar zu einem weit billigeren Preis als bei dem heute bestehenden System der stehenden Heere. Nach dem Schweizer Milizsystem muß jeder wehrfähige Mann vom 20. bis zum 44. Jahre seiner Dienstpflicht genügen, die ersten zwölf Jahre im sogenannten Auszug, die letzten zwölf Jahre in der Landwehr. Eigentlich beginnt der Dienst in der Schweiz aber schon mit dem 10. Jahre. Die Jugendergänzung ist dort der nationalen Wehrkraft dienstbar gemacht worden. Der Unterricht in den Schulen ist ein solcher, wie er von Pflicht vor den Freiheitskriegen gegen Napoleon gefordert wurde, nämlich eine nationale Erziehung zur Wehrhaftigkeit. Die Knaben erhalten Fremdsprache und machen Exerzierübungen und zwar mit größter Freude und Lust. So kurz die Zeit der Ausbildung an sich ist, sie reicht doch aus, und wenn wir sehen, welche Schwierigkeiten unsere Heere zu überwinden haben, so können wir einsehen, was bei uns geleistet werden könnte, wenn wir in ähnlicher Weise wie die Schweizer den militärischen Unterricht mit dem Schulunterricht verbunden hätten. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen und bin darin von Sachverständigen bestärkt worden, daß Alles, was jetzt in den Kasernen gelernt werden muß, auf diese Weise gelernt werden kann und daß kaum ein Zehntel der Zeit, welche bei der zweijährigen Dienstzeit verbraucht wird, erspart werden könnte durch eine körperliche Vorbildung in der Schule. — Es ist selbstverständlich, daß ein Stamm von militär-technisch fachmäßig ausgebildeten Offizieren und Unteroffizieren besteht, für diese sind besondere Schulen vorhanden. Aber die Zahl der eigentlichen Offiziere ist doch nicht so groß, daß aus ihnen ein besonderer Stand werden kann. Zwei Stände, einen Militär- und einen Zivilstand, giebt es eben in der Schweiz nicht. Jeder Bürger ist Soldat und jeder Soldat Bürger. Die Schweiz hat 3 Millionen Einwohner, Deutschland also 17 Mal soviel. Wir brauchen bei einem Vergleich die Zahl nur mit 17 zu multiplizieren. Der erste Auszug, d. h. die Mannschaft von 20 bis 32 Jahren, besteht in der Schweiz aus 123,000 Mann, das würde für Deutschland 2,091,000 Mann ergeben. Die Landwehr beträgt in der Schweiz 80,000 Mann, das sind für uns 1,360,000 Mann. Dann hat die Schweiz den Landsturm in Stärke von 295,000 Mann das sind für uns 5,015,000 Mann. Wir würden also mehr als 8 Millionen Streikräfte haben. Was die Kosten anlangt, so beträgt das durchschnittliche Militärbudget in der Schweiz 25 Millionen Fr. = 20 Mill. Mark, mit 17 multipliziert für uns also 340 Mill., was um 160 Millionen weniger ist als unser jetziges Militärbudget, bei dem wir nur die Hälfte der wehrfähigen Mannschaften stellen könnten, als dies in der Schweiz der Fall ist. Man könnte einwenden, das Schweizer Heer sei nicht so tüchtig, wie das unsrige (Zuruf rechts: Das stimmt). Das stimmt aber nicht. Die Schweizer sind von Altersher sehr militärisch, sie hatten z. B. nach der mittelalterlichen Ritterkriegsführung die erste Infanterieorganisation; die Schweizer können sich, was Schieß- und Marschübungen anlangt, getroßt mit uns messen. Die Militärtüchtigkeit der Schweizer kann ehrlicher Weise nicht bestritten werden, außer von solchen, die da glauben, daß in dem sogenannten militärischen Geist, in dem absolut blinden und mechanischen Gehorsam die Tüchtigkeit eines Heeres liegt. Wir sind der gegenteiligen Ansicht; wir haben gefunden, daß alle die Heere, in denen der militärische Geist auf die Spitze getrieben wurde, besiegt worden sind von Heeren, die nicht diesen „militärischen Geist“ gehabt haben. Ich erinnere an das besiegte napoleonische Heer durch die deutschen Freischaren, wo die Begeisterung für die Sache den Mangel an technischer Ausbildung erlöste. Ich verweise auf Amerika, wo das Milizheer schöne Erfolge im Sklaventrieg erzwungen hat. Und nachdem das Land von der Pest der Sklaverei befreit war, konnte es sich sofort der Arbeit des Friedens widmen, seine Säfte und Kräfte waren nicht durch den Militarismus aufgezehrt. — Das Milizsystem ist aber auch eine Würzigkeit des Friedens. Es wird in der Schweiz keiner Regierung möglich sein, das Schweizer Volk zu einem auswärtigen Kriege zu bestimmen. So demokratisch durch und durch ist das Volk, daß ein Angriffskrieg einfach undenkbar ist. Wenn wir, statt Elsaß-Lothringen zu annektieren, als Friedensbedingung die Forderung aufgestellt hätten, daß Frankreich das Milizsystem einführe, wir bräuchten nicht in beständiger Besorgnis vor einem Kriege zu leben. Das französische Volk will zwar auch heute keinen Krieg mehr, nur die Chauvinisten, die Antirepublikaner, wollen ihn, um wieder eine Monarchie etablieren zu können. Und obwohl hüten wir drüben im Volke Niemand den Krieg will, trotzdem die wahnwitzigen Rüstungen! Hier muß ein Ende gemacht werden! Das Milizsystem ist für den Frieden ebenso günstig, als für die Freiheit. Die Freiheit kann in der Schweiz von keiner Regierung bedroht werden. In Deutschland kann sich eine Regierung vom Volke loslösen und mit Hilfe der Armee gegen das Volk und die Verfassung vorgehen. Zunächst aber noch ein anderer Punkt. Wir haben bei früheren Staatsberatungen schon gesagt, daß wir glauben, daß der deutsche Militäretat außerordentlich spärlich ist, so daß an den Einzelheiten, wenn man auf dem Boden des stehenden Heeres steht, nicht viel abgeknappt werden kann. Wir gehen sogar noch weiter und sagen: Der deutsche Militäretat ist zu spärlich bemessen für die Mannschaft. (Hört, hört!) Was der deutsche Soldat heute empfängt, reicht für sein Leben nicht aus. (Sehr richtig bei den Sozialdemokraten.) Das ist eine Thatsache. Mancher, der zu der reichen Klasse gehört, mag es wohl nicht merken, aber das Volk merkt es; es giebt keine Familie, wo noch etwas zu holen ist, wo der Sohn, der bei der Armee ist, nicht unterstützt wird. Es ist uns von dem früheren Reichszentraler, dem zweitletzten (Heiterkeit), selbst erzählt worden, daß neben dem offiziellen Militärbudget ein zweites besteht, das von den Eltern und Verwandten der Soldaten bezahlt wird (sehr richtig, bei den Sozialdemokraten), überhaupt vom Zivilstand, auch von den Köchinnen. (Heiterkeit.) Das kommt auch vor, und wenn Sie all das zusammenrechnen, so ergibt sich eine große Summe. . . . Ein weiterer Vorzug des Milizsystems liegt darin, daß der Mann nicht aus seinem Beruf herausgerissen wird. Die Übungen sind danach eingerichtet. Das Geld unserer Militäranwärter giebt es in der Schweiz nicht. Der Mann, der in die Schweizer Armee eintritt, geht nicht mit schwerem Herzen hin; er hat nicht nötig, sich aus geistigen Beträunern erst den sogenannten holländischen Muth zu holen. Die Schweizer dienen gern; keinem sind Lasten auferlegt, die ihn in seinem Berufe schädigen. Die Organisation ist so demokratisch, daß trotz aller Schärfe der Disziplin Jeder gegen Unrecht von oben geschützt ist. In Deutschland haben wir zwei Völker, eines in und eins ohne Waffen. Wir haben ja leider gehört, daß das militärische Volk, obgleich es vom Ziviltrod und Arbeitsmittel ernährt werden muß, höher gilt als das Zivilvolk. Diese ganze Anschauungsweise ist so verzerrt, daß man gar nicht sagen kann, die Anschauungen wurden auf demselben Kulturboden: hier die mittelalterliche Barbarei, dort das Bürgerthum im 19. Jahrhundert. Wir haben

ja selbst im Reichstage Ansichten über den militärischen Gehorsam, über das Recht der Selbsthilfe gehört, die in das Mittelalter gehören und nicht in die heutige Zeit. (Hört, hört.) Das stehende Heer, dies System ergibt eben jenen mittelalterlichen Geist der Barbarei. (Hört, hört.) Militärische Handlungen können in der Schweiz nicht vorkommen. Ich habe mich noch in den letzten Wochen bei hochgestellten Schweizer Männern darüber unterrichtet. Der größte Theil aller Mißhandlungen, die Hoffnungen des Kaiserhofes und des Exerzierplatzes entstehen bei uns durch die Ungeschicklichkeit der Leute bei den einfachsten Körperübungen, die jeder Turner spielend macht. (Sehr richtig! links.) In der Schweiz wird die Jugend vielmehr in Turnen geübt. Das schweizerische Wehrrecht des Soldaten, ist besser als das unsere. Unser Wehrrecht, das gleich der Wehrfreiheit mit dem Salgen dahinter, wie sie die Rechte versteht, ist das Wehrrecht mit Stellung oder Gefangnis, wenn man sich falsch beschwert. Allerdings ist auch das schweizerische Wehrrecht reformbedürftig. Ein Schweizer schreibt mir darüber: „... Glücklicherweise sind bei demokratischen bürgerlichen Einrichtungen doch praktisch ihren Einfluß auf die militärischen Verhältnisse aus. Die Dienstzeit ist kurz genug, um Soldaten und Offiziere ihre bürgerliche Stellung nicht vergessen zu lassen. Dazu kommt die Kontrolle der Presse und der öffentlichen Meinung und der allmähliche Trog. Körperliche Mißhandlungen durch Schläge kommen bei uns gar nicht vor. (Hört, hört! links.) Wir haben eben keine Unteroffiziere als Berufs Soldaten, sondern nur einen verhältnismäßig kleinen Theil von Instruktionsoffizieren, die Berufs Soldaten sind und über einen gewissen Grad von Bildung verfügen müssen. . . . Die truppenführenden Offiziere aber entstammen in der Regel der gleichen Gegend, wie die Mannschaften und leben den größten Theil der Zeit mit ihr in den gleichen bürgerlichen Verhältnissen. Theils belassen sie auch Wahlämter und dürfen es wegen ihrer Wiederwahl nicht mit den Leuten verderben. Die Mannschaften sind ganz nach Landesgegebenen in Bataillone eingetheilt, so daß ein gutes Kameradschaftsverhältnis existirt und man einander nichts gefeigen läßt. Dazu ist die Verpflegung eine gute. . . . Grausame Disziplinardrausen haben wir überhaupt nicht. . . . Unsere jungen Leute sind während der Dienstzeit meist guten Muthes.“ Das ist ein Bild aus dem freien Lande, wo es ein Milizsystem giebt, wo der Fluch unseres Militarismus, die Mißhandlungen gar nicht vorkommen (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Auf Grund der Organisation des Schweizer Militärs ist es sehr leicht möglich, einen Plan aus für Deutschland zu entwerfen, wenn nur der Wille vorhanden wäre. Wir machen uns keine Illusionen über das Schicksal unseres Antrages. Er wird hier verworfen werden, wir aber werden ihn im Volke weiter vertreten, das ihn begeistert unterstützt. Jemehr die Lasten des Militarismus zunehmen, desto größere Sympathien wird er gewinnen. Und diese Lasten werden zu steigen verdammt werden. Schon jetzt heißt es, daß die Armee nicht ausreicht für den Krieg mit zwei Fronten. Wann wird die nächste neue Militärvorlage kommen? Aber mit ihr wird auch die Unzufriedenheit wachsen. Es sind gar wunderbare Zeichen der Zeit, wenn aus militärischen Kreisen ein Buch erscheinen kann, wie das des Herrn v. Boguslawski, in dem offen der Staatsrath gepredigt wird. (Hört, hört! links.) Das „Heil des Reiches“ verstehen diese Herren als ihr eigenes Heil, als das Heil des Junkerthums, als das Heil aller reaktionären und ausbildeuden Parteien. (Lachen rechts.) Offen wird verlangt, man solle sich doch bei diesem Staatsrath auf das Militär stützen. Was heißt das? Daß das Militär noch im Dienste des Volkes und des Vaterlandes steht? Nein! Das heißt, es steht im Dienste der Regierung, der herrschenden Parteien. Sie haben Angst vor dem Sozialismus, sonst würden Sie auch die Umstrukturierung nicht gemacht haben. (Lachen rechts.) In Ihrer schrecklichen Angst wollen Sie durch das Umstrukturierung die Willkür auf den Richterstuhl setzen. Die Armee soll gegen das Volk gebraucht werden. Wer die Armee gegen das Volk gebraucht will, muß sie mehr und mehr loslösen vom Volke. (Sehr richtig! links.) Da muß man mit zwingender Logik dazu kommen, allmählich ein Berufsheer zu schaffen. Wir gerathen in's Prätorianerthum hinein. (Hört, hört.) Und wenn man hier nicht die Soldaten dazu findet, stellt man am Ende noch Chinesen an. (Heiterkeit.) Wir stehen jedenfalls vor der Wahl: Prätorianerheer oder Milizheer! Wir wollen das Milizheer und deshalb haben wir unseren Antrag gestellt. Lärm und Lachen rechts. Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

J. Baumbach (Athenburg (AP.): Die ganzen Bestrebungen der Sozialdemokratie auf Errichtung einer Volkswehr sind darauf gerichtet, mit diesem Mittel die politische Macht zu erringen. Das werden wir uns natürlich nicht gefallen lassen. Soweit Redner Volkswehren kennen gelernt hat, waren ihre Leistungen wenig zufriedenstellend. In welchem Abgrund eine solche Volkswehr gerathen könne, habe die Pariser Kommune gezeigt, wo sich die Miliz in eine Bande von raubenden, mordenden, sengenden Meutern verwandelt habe. Zudem sei der Rationalcharakter der Deutschen ein offener (Lachen links), der sich nicht nur, wie Liebknecht wolle, auf die Defensiv beschränken lasse. Für die körperliche Erziehung der Jugend werde schon jetzt durch den Turnunterricht überall genügend gesorgt. Möge das deutsche Heer stets so bleiben, wie es jetzt ist. (Beifall rechts.)

Ricker (Fg.): Ueber das Prätorianerthum und die Staatsstreiche planenden Generale werde ich mich mit dem Abg. Liebknecht nicht unterhalten. Das gehört nicht hierher. Die Pläne der Herren Liebknecht und Genossen sind nur so lange gefährlich, wie sie im Dunkeln sind. Je genauer die Arbeiter die Ideen der Herren in ihren Einzelheiten kennen lernen, desto eher werden sie sich von ihnen abwenden. (Lachen bei den Sozialdemokraten.) Nach können wir die Sache nicht erledigen. Es haben ja Kollegen zu mir gesagt: In fünf Minuten ist die Sache abgemacht. Wir stimmen ab, die Sozialdemokraten sind allein dafür und — wir brauchen uns nicht dabei aufzuhalten. Nein, so geht es nicht. Wir müssen die Dinge ausführlich erörtern. Die Zahlenangaben des Abg. Liebknecht waren zunächst unrichtig, soweit sie sich auf die Zahlenangaben des französischen Budgetberichtsreferenten bezogen. Frankreich will noch immer den Rebanekrieg in dem Augenblicke, wo es des Sieges gewiß ist. Darin ist das ganze französische Parlament vielleicht mit Ausnahme der Sozialdemokraten einig. (Sehr wahr, rechts.) Lassen Sie mich einen Augenblick nach der Schweiz gehen. (Lebhafter Zustimmung bei den Sozialdemokraten. Große Heiterkeit.) Das Milizsystem der Schweiz ist verhältnismäßig theurer, wie unser System. Hervorragende Schweizer Militärs sagen, daß die Schweizer Armee nicht selbständig sei. Der jetzige Zustand wird als unhaltbar bezeichnet. Ueber den „Militärmosch“ und die „Säbelkrasser“, über den Militarismus überhaupt wird in der Schweiz genau ebenso gesagt, wie anderswo. Auch in der Schweiz kommen Mißhandlungen beim Militär vor. Wo liegen die Vorzüge des Milizsystems? Sie sind in Wirklichkeit nicht vorhanden. Um in Deutschland acht und eine halbe Millionen Männer in der Volksmiliz auszubilden, ist doch mindestens ein fester Stamm von 150,000 Offizieren und Unteroffizieren nötig. Das wird (zum Kriegsminister gewendet) wohl ungefähr stimmen. (Lachen bei den Sozialdemokraten.) Ja, meine Herren (zu dem Sozialdemokraten), ich verstehe davon nichts, aber Sie verstehen doch auch nicht mehr. (Große Heiterkeit.) Redner sucht nachzuweisen, daß die Kosten eines Milizheeres für Deutschland viel höher sein würden, als der jetzige Militäretat. Das Volk würde am Milizsystem zu Grunde gehen. Es würde das Leben unserer Söhne bedrohen, die zum Kanonen- und Gewehrfutter werden würden. Im Ernstfalle ist nur eine tüchtige Armee eine Schutzwahe. Ich werde stets gegen einen solchen Antrag stimmen. Und wenn die Herren wieder mit ihm kommen, müssen wir sie schon bitten, mit genau ausgearbeiteten Plänen zu erscheinen. (Lebhafter Beifall rechts.)

Politik folge ich dem Abgeordneten Liebknecht nicht. Da bin ich ihm nicht gewachsen, dem im Zukunftsstaat das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten sicher ist. (Heiterkeit.) Das Milizsystem für Deutschland ist eine Utopie. Es würde viel theurer sein, als das jetzige System, zu einem ganz anderen Ansehen der Steuerzahler führen. Wo wollen Sie für die Miliz-Kavallerie nur die nöthigen Pferde hernehmen? Da werden Sie wohl zu Ochsen und Eseln zurückgreifen müssen, um die Miliz-Kavallerie beritten zu machen? (Heiterkeit.) Zu den Ausgaben für den Militarismus rechnete der Abg. Liebknecht auch die Liebesgaben der Köchinnen für die Grenadiere — wie ich hoffe, schließt er die Fufaren nicht aus. (Heiterkeit.) Sollte denn wirklich in zukünftigen Milizheer der Sinn der männlichen Jugend für das Erhabene, Edle und Schöne (Große Heiterkeit) weniger entwickelt sein, als heute? Sollte der Jauher der Poesie und der Beständigkeit (Große Heiterkeit) aus dem Leben des jungen Kriegers schwinden im Milizheer bei der kurzen Dienstzeit? Werden da dauernde Verhältnisse noch möglich sein? (Große Heiterkeit.) Das Milizsystem kann leicht zur Flatterhaftigkeit verführen. Der Abg. Ricker hat nachgewiesen, daß das Milizsystem zum Mindesten eben so theuer ist, wie das jetzige. Die Sozialdemokratie will es, weil es zur Massenherrschschaft, der schrecklichsten Art der Herrschschaft führt. Angenehm hat es uns berührt, daß Liebknecht, der Vertreter der internationalen Sozialdemokratie, so warm für die nationale Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit eingetreten ist. — Als alter Soldat sage ich Ihnen: Das Milizsystem ist bedeutend schlechter als das jetzige. Jeder Feind, den wir dafür ausgeben wollten, wäre weggeworfen. Sie (zu den Sozialdemokraten) wollen uns ein stumpfes Messer geben. Wir aber wollen ein scharfes Schwert haben, womit wir unser theures Vaterland schützen können. (Lebhafter Beifall rechts.)

Ein Vertagungsantrag wird angenommen.
Nächste Sitzung: Montag 1 Uhr.
Tagesordnung: Fortsetzung der Verathung des Militäretats.
Schluß 5 Uhr.

Politische Rundschau. Deutschland.

Eine Neuwahl im 1. weimarischen Reichstagswahlkreise Weimar-Appolda hat ebenfalls stattzufinden, nachdem der bisherige Abg. Kalmring gestorben ist. — Bei der letzten, im Jahre 1893 stattgefundenen Wahl stand die Sozialdemokratie (Gen. A. Daudert) mit dem Bauernbund (Kalmring) in Stichwahl, — also die Aussichten sind gut, frisch auf zum Kampf! — In der Hauptwahl erhielt Gen. Daudert 6081, Kalmring 6396, der Nationalliberale 3260, der Freisinnige 4901 und der Antisemit 475 Stimmen.

Eine Petition einer Anzahl Schriftsteller, akademischer Lehrer und Künstler ist dem Reichstage zugegangen. In derselben wird gebeten, den Theil der Umstrukturierung, der der theoretischen Erörterung allgemeiner Probleme oder künstlerischen Behandlung gewisse Schranken setzt (§ 130), aus der Vorlage zu beseitigen. In der Petition ist betont, dieselbe sei lediglich in diesem Gesichtspunkte abgefaßt, ohne zu fragen, ob die Unterzeichneten im Uebrigen auf einem gemeinsamen Boden politischer Parteianschauungen stehen. Unter den Unterzeichneten befinden sich u. A.: Theodor Fontane, Gustav Freitag, Friedrich Spielhagen, Birchow, Mommsen, Adolph Wagner, Felix Dahn (?) Professor Delbrück, Erich Schmidt, Pettenkofer, Georg Bunsen, Professor August Heyden und Freiherr von Wolzogen. — O, diese Egoisten. Sie sorgen nur für sich selbst. Die Anebelung des Volkes lassen sie ruhig zu.

Der Antrag Kanitz wird nicht eher dem Reichstage eingereicht werden, als bis der Staatsrath seine Ansicht darüber geäußert hat. Die „Deutsche Tageszeitung“ bestätigt, daß diese Rücksicht auf den Staatsrath „auf ganz speciell ausgesprochenen Wunsch des Kaisers“ genommen wird. Diese Angelegenheit sei bei der jüngsten Audienz der Bundes-Vorstandsmitglieder beim Kaiser zur Sprache gekommen.

In der Justizkommission des Reichstages wurde am Donnerstag die Verathung der Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz beendet. Auf Antrag des Abg. Spahn (Z.) wurde § 77 ein Zusatz angenommen, wonach zu Mitgliedern der Strafkammern, sowie zu deren regelmäßigen Vertretern nur ständig angestellte Richter (also keine Assessoren) bestimmt werden dürfen. Des Weiteren wurde, der Regierungsvorlage entsprechend, die Besetzung der Strafkammern mit nur drei Mitgliedern für die erste Instanz beschlossen. In der Berufungsinstanz muß dagegen die Kammer mit fünf Mitgliedern besetzt sein. Die weiteren Beschlüsse der Kommission sind minder wesentlich und mehr von formaler Bedeutung.

„Einen Nothstand giebt es nicht.“ Nach amtlichen Erhebungen ist im Kreise Montjoie hinsichtlich der Deckung des Bedarfs an Saatkartoffeln ein allgemeiner Nothstand zu befürchten, sofern nicht für die Beschaffung aus anderen Landestheilen rechtzeitig Sorge getragen wird. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat daher die königlichen Eisenbahn-Direktionen ermächtigt, die Sendung von Saatkartoffeln nach dem Kreise Montjoie in der Zeit vom 10. März bis 20. April d. Js. für 60 Pft. der tarifmäßigen Fracht (Nothstofftarif) zu befördern. Die Ermäßigung ist im Wege der Rückerstattung zu gewähren, der Nachweis der Verwendung der Kartoffeln als Saatkartoffeln durch Bescheinigungen der Staats- und Gemeindebehörden oder der Landwirtschaftlichen Vereine zu führen.

Das Miliztrauen der Bevölkerung, so schreibt die „Deutsche Tageszeitung“ richtet sich nicht gegen den Kaiser, sondern gegen „gewisse vielleicht unweise Räte der Krone.“ — Also jetzt sind auch schon die neuen Räte der Krone in den Augen der Bündler „vielleicht unweise.“ Daher die Losung: „Ohne Kanitz keine Krone.“

Zum „Kampf für Religion, Ordnung und Sitte“ bringt die „Germania“ folgenden Beitrag: Im Chrosnitzer Wäldchen bei Jentschen (Provinz Posen) fand am 25. v. Mts. ein Duell zwischen zwei Amtsrichtern statt, von denen der eine Anhänger des

„Bereins zur Förderung des Deutschthums“, der andere Gegner des Vereins ist. Eine Meinungsverschiedenheit über die Zweckmäßigkeit des genannten Vereins soll die Ursache zu den Zweikämpfen gewesen sein. Die Duellanten blieben beide unverletzt. Ihre Thätigkeit als Hüter von Gesetz und Recht erleidet also vorläufig keine Unterbrechung.

Eine schreiende Anklage gegen die Kämpfer „für Religion, Ordnung und Sitte,“ sowie gegen das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft veröffentlicht der „Vorwärts“ in seiner Freitag-Nummer. Es handelt sich um ein Verbrechen, das der Inhaber des weltberühmten Panoptikums Castan, geraume Zeit und verschiedene Male an der Tochter eines Berliner Handwerksmeisters vergangen hat. Das betreffende Kind war, als es Castan für seine verbrecherischen Zwecke an sich lockte — es war zufällig mit anderen Kindern zu einem Besuch ins Panoptikum gekommen — eben erst 12 Jahre alt geworden. Es steht gegenwärtig im 14. Lebensjahr, das es Ende Juni dieses Jahres erreicht, und besucht noch die Gemeindefschule. Daß das Kind die Schule noch besuchte, war Castan genau bekannt, er hat nach seinen eigenen Angaben an den Vater des Mädchens das letztere öfter beim Ausgang aus der Schule erwartet und für seine verbrecherischen Zwecke mitgenommen. Daß dieses Treiben so lange Zeit möglich war, ohne daß die Eltern des Kindes auf dasselbe aufmerksam wurden, erklärt sich daraus, daß die Mutter des Kindes lange an einem schweren Krebsleiden erkrankt war und im Sommer des vorigen Jahres starb. Der Vater ging seinen Geschäften nach und erhielt erst durch einen anonymen Brief, kurz vor Weihnachten, von dem verbrecherischen Treiben Castan's mit seiner Tochter Kenntniß. Als jetzt Castan von dem Vater des Kindes zur Rede gestellt wurde, bekannte er alles, er bot Geld, bat, flehte und drohte schließlich mit Selbstmord. Der Vater schwankte, ob er es auf einen öffentlichen Skandal antommen lassen soll, endlich entschloß er sich am 23. Januar, bei der Kriminalpolizei Anzeige zu machen. Die Angelegenheit ging weiter und am 15. Februar erhielt er einen ablehnenden Entscheid des Ersten Staatsanwalts beim Landgericht I. In diesem Entscheid hat der Staatsanwalt für den verantwortungsfähigen, gesellschaftlich angesehenen Castan eine Entschuldigung über die andere, für das schulpflichtige Kind nur Anklagen über Anklagen. Nicht Castan, sondern das Kind ist der eigentliche Verbrecher. O, über unsere Staatsanwälte! Der Vater wird sich bei diesem Entscheid nicht beruhigen, sondern weiter gehen, um den Verbrecher, der den besten Kreisen, den Kämpfern für Ordnung und Sitte, angehört, dahin zu bringen, wohin er gehört.

Die Junker, die über ihre Schuldenlast klagen und von dem unerschwinglich hohen Zinsfuß jammernd, wehren sich gegen eine Zinsherabsetzung der Staatspapiere. Man lese nur die Artikel, die jetzt die „Kreuzzeitung“ darüber veröffentlicht! Die Männer mit Ur und Halm müssen also doch nicht zu wenige Konsols in ihrem Feuerfesten haben und den Zinsverlust scheuen!

Die Agrarier drohen wieder damit, Sozialdemokraten werden zu wollen. Die „Deutsche Tagesz.“ schrieb dieser Tage:

„Eine neue Caprioli-Epizode verträgt die deutsche Arbeit, verträgt die deutsche Volksseele, verträgt das deutsche Königthum nicht. Noch einmal darf der deutsche Mittelstand, der deutsche Bauer in seinen Hoffnungen nicht getäuscht werden. Solche Täuschung könnte, ja müßte unberechenbare und heimliche Folgen haben. Es gährt, ringt, braust gewaltig im Mittelstande. Noch haben wir die Bewegung in der Hand, noch ist sie königstreu und fromm, noch ist sie in ruhigen, gesunden Bahnen, und sie wird's bleiben, wenn sie nicht getäuscht und betrogen wird. Geschicht das aber, dann liegt die große Gefahr nahe, daß sich andere Leute von schärferer Tonart der Führung bemächtigen. Und was dann? Wir stehen unmittelbar vor einer Entscheidung, langes Hinhalten ist unmöglich. Schwere Worte machen nicht satt, und an der Thür lauert der Hunger. Warten ist ein schlimmer Trost, wenn die Noth mit am Tische sitzt. Die Männer des deutschen Mittelstandes haben lange gewartet, erst still, dann großend gewartet; länger zu warten, ist nicht möglich. Man sage um Gotteswillen nicht, daß nichts geschehen könne! Das wäre ein schlimmes Bekenntniß der Unfähigkeit, es gilt nur einen Bruch mit den abgetretenen und abgetretenen Philisternarrheiten des Manchesterthums, es gilt nur ein vollkommenes Durchdringen zu der Einsicht von der Gemeingefährlichkeit der großkapitalistischen Entwicklung! Hat man dazu sich durchgerungen, dann sieht man, daß Vieles, ungeheuer Vieles geschehen könne und müsse. Wenn man freilich die Wunder- und Schwindelfreiheit als ein Nüchternmüthigen betrachtet und nicht den Muth hat, dem lawinenhaften Zusammenballen der Millionen Einsicht zu gebieten: dann muß man der Entwicklung freien Lauf lassen, bis sie — im Kladderadatsch endet. Die Männer, die klar sehen und den Muth haben zu sagen, was sie sehen, als gefährliche Demagogen zu brandmarken, ist vertheuert leicht. Uns kümmert das nicht, wir werden die Wahrheit sagen, so lange wir können, weil uns bange ist um das Königthum und unseres Volkes Zukunft. Noch ist's Zeit, aber hohe Zeit!“

Die Sozialdemokratie dankt aber für den Zuwachs aus den agrarischen Reihen.

Belgien.

Dem König von Belgien liegt furchtbar viel an seinen Kongo-Aktien und nun versucht man alle möglichen Schliche, um dem Parlament die Kongo-Vorlage aufzudrängen. Selbst mit der Abdankung des Königs wird gedroht. Das Blatt „Le Matin“ veröffentlicht einen Leitartikel über die beabsichtigte Abdankung des Königs Leopold, in welchem es noch unter Anderem heißt, daß in einer der letzten der Ministerathssitzungen der Ministerpräsident dem König mitgetheilt habe, daß man dem Gesetz betreffend die Annexion des Kongo-States wenig Sympathien entgegenbringen und daß das Ministerium bei dieser Frage wahrscheinlich zu Fall kommen werde. Der König habe darauf geantwortet, wenn das Gesetz von der Kammer verworfen werden sollte, werde nicht das Ministerium, sondern er — der

König — gehen. — Auf die Opposition wird diese Drohung wahrscheinlich keinen Eindruck machen. Und der König wird sich hüten, sie auszuführen, denn zu dem Verluste der Kongo-Aktien auch noch den Verlust der Zivilliste — das wäre doch zu viel des Segens!

Frankreich.

Ueber Soldatenuhndlungen in Frankreich meldet der bekannte „Gallus“-Korrespondent:

General Brugère, der sich im Hofdienst der Präsidenten der Republik seine Sporen verdient hat und gegenwärtig ein Armeekorps befehligt, hat sich dadurch auszuzeichnen gesucht, daß er in diesem beispiellos harten Winter die Soldaten während der grausamsten Kälte ihre Uebungen machen ließ, gerade als wäre es das schönste Wetter. Er ordnete Nachtmärsche an, und während das Regiment, von Eis bedeckt, im tiefen Schnee wadend, die Stimme in der Kälte festgefroren, die Lippen blau, die Finger steif, in die Nacht hineinmarschirte oder unter dem unbarmherzig klaren und mörderischen Himmel exerzirte — wärmte dieser General, dessen Feldzüge sich auf die Vorzimmer einflussreicher Personen beschränkten, sich behaglich am Kaminfeuer und ging Punkt 11 Uhr zu Bett.

Die Leute felsen wie die Fliegen, mit erfrorenen Füßen und entzündeten Lungen. Der Oberst des 27. Regiments ging zum General Fay-Durand und bat ihn, das Regiment doch zu schonen, der Major habe ihm gesagt: „Wenn so fortgefahren wird, verlieren wir die Hälfte der Mannschaft.“ „Was kann ich thun?“ antwortete der General, „es geschieht auf Befehl des kommandirenden Generals Brugère.“

Die Klagen über Soldatenschinderungen laufen von allen Seiten ein, und man muß anerkennen, daß die gesammte Presse ihre Pflicht thut.

Im Hospital von Dijon sind vierzehn Soldaten zwischen dem 2. und 11. Februar gestorben! Eine solche Sterblichkeitsziffer ist wohl niemals erreicht worden, selbst nicht in den ungesundesten Kolonien; und die Liste ist noch nicht geschlossen, noch viele Kranke, deren Genesung kaum zu erhoffen ist, sind in dem Hospital. Diese erschreckende Sterblichkeit junger kräftiger Männer kann einzig und allein schlechter Behandlung zugeschrieben werden, denn die gestorbenen Soldaten gehörten ohne Ausnahme den zwei Infanterieregimentern von Dijon an, während der Gesundheitszustand des 26. Dragonerregiments, der 8. Train-Schwabron, und aller übrigen Truppen der Garnison von Dijon nichts zu wünschen übrig läßt.

Kein Zweifel, die befehlenden Offiziere sind für alle diese Todesfälle und all' diese Erkrankungen verantwortlich: in verschiedenen Orten unterlagten die Kommandirenden den stavrallersten das Anlegen der Mäntel; an anderen Orten wurde das Tragen von Flauesack verboten, „weil man im Winter nicht schweize“. Verschiedene Kompagnien hatten die Feuer, weil das Geld für die Heizung zu anderen Zwecken verbraucht war.

Über zwei Vorkommnisse waren es ganz besonders, welche den Entrüstungszorn des Publikums auf die Spitze trieben. Ein junger Soldat hatte sich dem Oberarzt vorgestellt mit der Meldung, daß er an einem Augenkatarrh leide. Ohne den Mann zu untersuchen, ja ohne ihn anzusehen, schickte der Arzt den Soldaten wieder fort, mit der Drohung, ihn strafen zu lassen, wenn er sich noch einmal melde. Den Tag darauf, beim Exerzieren stürzte der Soldat und wurde fortgetragen. Zwei Tage später war er todt. Der Oberst des Regiments hat 40 Tage Arrest erhalten.

Die Majore, die sich gern ein „echt soldatisches“ Aussehen geben und bei ihren Vorgesetzten gut Kind sein wollen, sind zum großen Theil von einer unerhörten Rohheit. Eine Zeitung erzählt, welche Sprache einer dieser Patrone gegen die armen Soldaten führt, die sich krank melden:

„Verfluchte Sa, w e i n e von Franzosen! (cochons de Français!), Schmutzflappen von Franzosen! (raland de Français!), Alles das gleiche Pack! Lügner und Sauterel! Ihr könnt Euch beim General beschweren, wenn Ihr Lust habt. Ich pfeife darauf.“

„Ich weiß nicht, woher Du kommst, Schwein von einem Franzosen! Du bist in einer Schmutzgegend geboren, wo die Väter verendete Schweine sind und die Mütter S —!“

Zwei Tage vorher hatte man am Morgen im Polizeisaal zwei junge Bretagner erfroren gefunden. Sie waren die Nacht hindurch bei einer Temperatur von — 19 Grad Celsius ohne Decke eingesperrt gewesen. Alle Wiederbelebungsversuche blieben vergeblich.

Das System der stehenden Heere ist überall dasselbe. Die Bevölkerung ist von Entsetzen erfüllt; sie fordert die strengste Bestrafung der Schuldigen, und verlangt, daß die Kommandeure der Regimenter, in denen diese Zusammenkünfte verübt worden sind, vor das Kriegsgericht gestellt werden.

Rußland.

Fürst Lobanow-Rostowsky, der bisher in Wien Votschafter war und nach Berlin versetzt werden sollte, ist zum Nachfolger von Giers ernannt worden. Was diesen plötzlichen Entschluß des Zaren herbeigeführt hat, ist nicht recht klar.

Lübeck und Umgegend.

4. März.

Zu Lübeckischen Staatsangehörigen sind im Monat Februar angenommen worden: A. G. A. Bruns aus Brake in Oldenburg, C. F. Carlsson aus Ewensgöl in Schweden, F. J. G. Fehr aus Bruel in Mecklenburg-Schwerin, F. Goldschmidt aus Sprendlingen im Großherzogthum Hessen, W. A. Horn aus Ferdinandsstein, Provinz Pommern in Preußen, W. R. Fürs aus Artrade in Oldenburg, R. F. F. Köppen aus Rangsborf, Provinz Brandenburg in Preußen, J. F. Krull aus Roggenstorf in Mecklenburg-Schwerin, M. F. C. Schulz aus Vendershagen, Provinz Pommern in Preußen, H. A. Schwarz aus Ahrensboeck in Oldenburg, J. G. Stark aus Selmsdorf in Mecklenburg-Strelitz, R. F. L. Storm aus Hagen, Provinz Schleswig-Holstein in Preußen.

Die Geschäftsräume der Erfsch-Kommission befinden sich vom 4. März dieses Jahres an im Hause Mühlenstraße 72 (Stadt- und Landamt.)

Eintragung in das Handelsregister. Am 2. März 1895 ist eingetragen: auf Blatt 637 bei der Firma Carl Lassen. Die Procura des Heinrich Wilhelm von Dören ist erloschen; auf Blatt 79 bei der Firma H. F. Schulz. Der Gesellschafter, Kaufmann Heinrich Johannes Joachim Schulz ist gestorben. Die offene Handelsgesellschaft ist aufgelöst. Das Geschäft mit der Firma ist auf den Gesellschafter Kaufmann Heinrich Joseph Georg August Schulz als alleinigen Inhaber übergegangen.

Testamentsverlesung. In öffentlicher Sitzung des Amtsgerichts, Abtheilung I, am Donnerstag, den 7. März 1895, wird verlesen werden: das Testament des hier selbst

am 27. Februar 1895 verstorbenen Kaufmanns S. G. Wachsmuth.

Der junge Mann, der sich kürzlich in einem hiesigen Gasthause erschossen hat, und unter dem Namen Otto Brandt aufgetreten ist, wurde als der 16jährige Kaufmannslehrling Otto Bresemann aus Altona von seinen Eltern, einer Arbeiterfamilie, relognosziert. Der Grund zum Selbstmord steht bisher noch nicht fest. Bresemann wurde bereits seit dem 22. vorigen Monats vermisst.

Selbstmord. Mittelfst eines Revolvers machte ein aufsehend den besseren Ständen angehörender Mann im Alter von 30—40 Jahren in dem Gehölz bei den Schlutuper Schießständen seinem Leben ein Ende. Ein zufällig Vorübergehender machte von dem Vorfalle Anzeige in Schlutup und wurde dann die Leiche nach dort geholt. Ueber die Personalien des Lebensmüden konnten wir bis jetzt noch nichts weiter ermitteln.

Eisenbahnunfall. Heute Nacht um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr entgleiste der von Hamburg kommende Schnellzug kurz vor dem Bahnhübergang. Der letzte Personenwagen kippte in Folge dessen um und wurde eine Strecke mitfortgeschleift. Der umgestürzte Wagen soll ziemlich besetzt gewesen sein und sind verschiedene Reisende theils schwer, theils leicht verletzt. Zwei Personen wurden in das hiesige Krankenhaus geschafft. Zwischen 6 und 7 Uhr heute Morgen hatte man den Wagen wieder aufgerichtet und wurde dadurch die Einfahrt wieder frei. Wodurch die Entgleisung veranlaßt wurde, konnten wir bis jetzt noch nicht ermitteln. — Wie uns weiter mitgetheilt wird, ist der eine der Verunglückten, welche in das Krankenhaus überführt wurden, der Zimmermann L. Schoof, Belzerstraße. Quert nahm man an, daß Schoof todt wäre; es hat sich jedoch erwiesen, daß Schoof nur sehr schwer verletzt ist. Mehrere Kopfwunden wurden ihm zugenäht.

Zwangsversteigerungen. In dem Sonnabend vom Amtsgericht abgehaltenen Zwangsversteigerungstermin wurden folgende Grundstücke ausbezogen: 1) Das H. H. Chr. Meher gehörige Grundstück, an der Untertrave Nr. 30 belegen, beschwert mit 10400 Mark, eingesezt zu 1200 Mark, wurde für 7250 Mark dem Pfandgläubiger F. H. S. Landau zugeschlagen. 2) Das F. M. Papp gehörende Grundstück, Kupferschmiedestraße Nr. 26, beschwert mit 6000 Mark, eingesezt zur ganzen Verschmerzungssumme, wurde für 6170 Mark S. Föhnson zugeschlagen. 3) Das M. W. A. Glade gehörende Grundstück Hartengrube, Schwanengang Nr. 18/3, beschwert mit 2000 Mark, eingesezt zu 500 Mark, wurde für 1600 Mark S. G. J. Soroe zugeschlagen. 4) Das R. R. F. H. Steiff gehörige Grundstück Dornestraße Nr. 5, beschwert mit einer jährlichen Grundhauer von 2445 Mark und 19150 Mark, eingesezt zu der Grundhauer und 3000 Mark, erhielt für 13500 Mark W. L. F. H. Radfahrt.

Dem Zwangsarbeitshause wurden im Monat Februar von dem Polizeiamte als Landespolizeibehörde 8 Personen, sämmtlich wegen Bettelns, überwiesen. An Strafen wurden verhängt: 6, 12 und 14 Monate in je einem Falle; 18 Monate in 3 Fällen und 24 Monate in zwei Fällen. Die Ueberwiesenen gehörten folgenden Berufen an: Maurer, Lackirer, Tischler, Weber, Ziegler, Schuhmacher, Kellner und Schlosser. Die Ueberwiesenen stehen im Alter von 29—56 Jahren.

Die Schifffahrt liegt jetzt in Folge der anhaltenden kalten Witterung vollständig nieder. In den beiden verfloffenen Monaten dieses Jahres sind 117 Dampfer und 3 Segler hier eingelaufen. 18 Dampfer liefen noch im Anfang Februar hier ein. Seit dem 6. Februar sind hier, die „Neva“ ausgenommen, keine Dampfer mehr eingelaufen.

Die Maschinenhalle der deutsch-nordischen Ausstellung wurde heute in Submission vergeben. An Angeboten wurden gemacht: Burmeister, Behrens, Bühr 75600 Mark; Marx u. Bagt 73656 Mark; Lenschow, Ledeburg 61200 Mark; Schwarzkopf, Blund, Lortuhl 60000 Mark; Glasan, Hästler, Karsten, Jäde 59000 Mark; Stamer 44800 Mark. Es ist also ein Unterschied von 30800 Mark zwischen dem Höchst- und Mindestgebot. Der Zuschlag ist noch nicht erteilt. Auch bei der Vergebung der Umfriedigung der Ausstellung war Stamer Mindestfordernder.

Strafkammer. Sitzung vom 2. März. Vom Schöffengericht wurde der Maurer P. wegen Bettelns, Widerstandes und Beleidigung zu 1 Jahr, 2 Monate Gefängniß, 4 Wochen Haft und Ueberweisung an die Landespolizeibehörde verurtheilt. Die von dem Angeklagten eingelegte Berufung war insofern von Erfolg, als die für den Widerstand vom Schöffengericht auf ein festgesetzte Strafe auf die Hälfte herabgemindert wurde. P. hat jetzt eine Gesamtstrafe von 7 Monat Gefängniß und 4 Wochen Haft zu verbüßen und wird dann der Landespolizeibehörde überwiesen werden.

Der Winter scheint sich in diesem Jahre garnicht verabschieden zu wollen. Noch immer herrscht im Hafen Todtenstille. Das Eis, welches von den Eisbrechern so ziemlich aufgebrochen war, ist durch die immer noch anhaltende Kälte wieder zu einer festen Eisdecke zusammengefroren. Der Dampfer „Imatra“, welcher schon in voriger Woche abdampfen wollte, liegt immer noch im Hafen. Wohin man auch den Blick richtet, überall sieht man nur Arbeiter, vergebens nach Beschäftigung umsehen. Auch in Handwerkerkreisen wird mit Sehnsucht auf den Abschied des hartnäckigen Gesellen „Winter“ gewartet, denn auch die Bauthätigkeit kann bei den augenblicklichen Witterungsverhältnissen nicht in Fluß kommen und Vielen die ersohnte Beschäftigung und lohnenden Verdienst bringen. Hoffentlich hält die Kälte, welche sich auch

gestern und heute noch recht empfindlich bemerkbar machte, nicht mehr lange dem Anrücken des Alles neu belebenden Frühlings Stand. Und wenn eine allgemein gebrauchte Redensart, der man sehr häufig begegnet, — wir meinen die Worte „auf vielseitiges Verlangen“ — irgendwo mit Recht angewandt werden darf, so ist dies wohl in Bezug auf den Einzug des Lenzes der Fall.

Von der Gemeindeversammlung in Mithran ist an Stelle des aus dem Gemeindevorstande ausgeschiedenen C. F. N. Rohde der Kupfer F. H. C. Wittthohn auf die gesetzliche Amtsdauer vom 6. Jahren zum Mitgliede des Gemeindevorstandes erwählt worden. Der Kupfer Wittthohn ist in genannter Eigenschaft obrigkeitlich bestätigt und auf gewissenhafte Amtsführung eidlich verpflichtet.

Möllu. Die Stechnischiffahrt hat durch den lang andauernden Frost eine große Unterbrechung erlitten; um dieser ein Ende zu machen, sind die Lübecker Stechnischiffer jetzt dabei, den Möllner See von der Hahnenburger Schlenze bis zur Stechnitz aufzuweisen, um Steine vom Hammer nach hier fahren zu können; die Stechnitz selbst ist jetzt eisfrei.

Neumünster. Etwas von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. In der Bartram'schen Lederfabrik stellten in der vorletzten Woche eine Anzahl Arbeiter die Arbeit ein, weil sie in die ihnen zugemuthete Lohnreduktion nicht einwilligen wollten. Die Plätze wurden auch alsbald von Arbeitern aus der Brüningschen Fabrik besetzt, allerdings erst, nachdem der Nachweis geführt war, daß dieselben ordnungsmäßig abgegangen waren. Für die bei Bartram aufgehörten Arbeiter hatte man bei Brünning keine Arbeit. Dieselben müssen erst ihre gemacht werden.

Neumünster. In Folge einer großen Schlägerei in der „Tonhalle“ ist am Mittwoch dem hiesigen Militär bekannt gegeben, daß vorläufig bis zum 1. April hin der Besuch der Tanzmusik in der „Tonhalle“ dem Militär verboten ist. Im Uebrigen ist dem Militär der Besuch der „Tonhalle“ gestattet.

Neumünster. Ein frecher Logischwindler und Dieb hat kürzlich hier in der Stadt sein Wesen getrieben und an mehreren Stellen mit Erfolg debutirt. Am Montag miethete der gut gekleidete Mensch, der sich als Modellschneider ausgab, in der Kieler-Straße Nr. 25 ein Logis und erbrach, als er allein war, schleunigst den Kleiderschrank, entnahm demselben einen neuen Anzug, einem andern Einlogirer gehörend, und stahl aus der Wohnstube 15 Mk., welche dort auf einem Tische lagen. Mit dieser Beute verschwand der saubere Patron auf Nimmerwiedersehen. Später, als der Fall zur Anzeige kam, stellte sich heraus, daß bei einem hiesigen Schuhmacher am gleichen Tage ebenfalls ein solcher Schwindel vollführt ist, wahrscheinlich von demselben Menschen. Bisher haben die polizeilichen Ermittlungen noch zu keinem Erfolg

geführt, da der Spitzbube jedenfalls Neumünster schleunigst verlassen hat. Immerhin möge dieser Fall Logisvermiettern zur Warnung dienen.

Neumünster. Ein Eisenbahnzusammenstoß ereignete sich am 13. August v. J. auf der Strecke Kiel-Neumünster zwischen den Stationen Boorde und Bordesholm. In Boorde ließ der Weichensteller Detlef Wendt einen Ritzzug nach Bordesholm ab, und von dieser Station aus beförderte der Stationsassistent August Christian Doormann um die gleiche Zeit in der entgegengesetzten Richtung einen Güterzug, Beide Züge stießen aufeinander; es entstand nur ein Materialschaden in Höhe von 3000 Mk. Der Zusammenstoß erfolgte, weil die beiden Beamten sich vorher nicht in ausreichender Weise benachrichtigt hatten. Das Landgericht Kiel verurtheilte am 4. Dezember v. J. Wendt und Doormann wegen fahrlässiger Eisenbahngefährdung zu 8 bzw. 14 Tagen Gefängniß. Die Revision der beiden Angeklagten wurde trotz Bestürzung durch den Reichsanwalt vom Reichsgerichte verworfen.

Bremen. Der Bremer Staat und die Lotterie. In ihrer letzten Sitzung verhandelte die hiesige Bürgerschaft über die Lotteriefrage. Die vor einiger Zeit von der Bürgerschaft beauftragte Kommission erstattete durch ihren Vorsitz, Dr. Buff, Bericht. Einige Mitglieder hätten sich mit einer ersten auswärtigen Finanzkraft in Verbindung gesetzt, welche einen Vertrag mit dem Bremischen Staate abzuschließen geneigt sei, wonach dieser, ohne eigenes Risiko, in der Lage wäre, eine Einnahme von 300 000 Mark aus einer zu gründenden eigenen Lotterie zu erzielen. Die Kommission war im Hinblick auf die Finanzlage einstimmig der Ansicht, daß ein solches Anerbieten nicht unberücksichtigt gelassen werden sollte. Die Kommission stellte folgenden Antrag: „Die Bürgerschaft ist nach den ihr von der Kommission gemachten Mittheilungen, welche eine Einnahme aus der Lotterie von jährlich 300 000 Mark statt wie bisher 24 000 Mk. in sichere Aussicht stellen, der Meinung, daß diese Frage im Interesse der Finanzen in ernstliche Erwägung gezogen werden muß. Sie beschließt daher die Niederlegung einer Kommission von zwölf Mitgliedern und ersucht den Senat, diesem Beschlusse beizutreten.“ Wie in Lübeck so nahm auch hier der Senat eine grundsätzlich andere und bessere Stellung gegen die Lotterie ein. Ein Senator gab die Erklärung ab, daß der Senat, trotz der gebotenen finanziellen Vortheile, auf die Vorschläge nicht eingehen werde. Der Senat stehe noch auf demselben Standpunkte von 1885, er erachte es für unzulässig, aus einer Lotterie ein staatliches Gewerbe zu machen und auf die Spiel- und die Gewinnucht der Leute zu spekuliren. Die Bürgerschaft jedoch meinte, von der Lotterie wegen der damit verbundenen schönen Einnahmen nicht absehen

zu dürfen. Ein Mitglied, Fitger mit Namen, meinte es hieße zu weit gehen, „wenn wir sagen wollten, wir könnten es nicht verantworten, daß England, Amerika, Australien durch unsere Loose zum Lotteriespiel verführt werden. Wir exportiren doch auch Branntwein, Pulver und sonstige schädliche Sachen, sofern sie mißbräuchlich angewendet werden.“ Diesem Befechter der Bourgeois moral folgte ein Herr Lantau, welcher auf die Breiner Finanzen verwies, deren Lage so sei, daß man die ablehnende Stellung des Senats gegen die 300 000 Mark Einnahme nicht begreifen könne. Schließlich wurde dem auch richtig der Kommissionsantrag angenommen. Wahrlich, unsere Bürgerschaft erwirbt sich großen Ruhm.

Bremen. Prozent-Patriotismus. Dieselbe Bürgerschaft, welche die Bremer Finanzen gegen den Willen des Senats durch eine Lotterie glaubt stärken zu müssen, hat in derselben Sitzung die Konvertirung 3 1/2 prozentiger Anleihen und neue 3 prozentige Anleihen mit 52 gegen 48 Stimmen abgelehnt. Auch hier hatte der Senat eine richtigere Stellung eingenommen, indem er für die Konvertirung war, die dem Staat eine bedeutende Ersparniß gebracht hätte. Thatsächlich ist die Lage des Geldmarktes so, daß eine sichere Gelanlage in Staatspapieren — und sicher ist die Bremer Anleihe gewiß — zu 3 pCt. überall erwünscht ist. Die Zahlung von 1/2 pCt. mehr ist vollständig unnötig. Aber die Bremer Rentiers, die ihr Geld in Bremer Anleihe angelegt haben, wollen von ihrem „ehrlichen Einkommen“ nichts einbüßen und ihre Vertreter in der Bürgerschaft müssen in ihrem Sinne und zu ihrem Vortheil stimmen. Mag der Staat auch den Schaden davon haben — eine Lotterie muß und kann ihn decken. Also eine Besteuerung der Dummheit, auf daß es den Rentiers wohl ergehe und sie lange leben im Freistaat Bremen!

Lübecker Getreidepreise.

Nach Qualität und holländischem Gewicht per 200 Pfund:		2. März.
Weizen	11 Mk. 50 Pf bis 12 Mk. 70 Pf.	
Roggen	11 " " " 11 " 50 "	
Gerste	10 " " " 11 " " "	
Hafer	10 " 50 " " 11 " 50 "	
Erbsen	11 " 50 " " 12 " " "	
Gelbe Roggerbse	16 " " " 17 " " "	
Grüne	16 " " " 17 " " "	

Sternschanz-Viehmarkt.

Hamburg, 2. März.
Der Schweinehandel verlief gut. Angeführt wurden 900 Stück, davon vom Norden — 500 vom Süden — Stück. Preise: Verkaufsschweine schwere 46—48 Mk. leichte 45—47 Mk., Sauen 40—44 Mk. und Ferkel 45—47 Mk. pr. 100 Pfd.

Witterungs-Bericht.

Wasserstand und Wind in Travemünde: 8 Uhr Vorm.: 0,27 WSW., sehr schwach. 7° Kälte.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im „Lübecker Volksbote“ inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Feinbrot
6 Pfd. schwer für 50 Pf.
empfehlen
W. Warner
Fischergrube 77.

Uhren reinigen. 1,50,
Federn einsehen. 1,50,
Uhrgläser 1. Qual. 0,30.
Aug. Büttner,
Uhrmacher,
Hügelstraße 32.

Beste frische Butter, Pfd. 100 u. 90 Pfg.,
Beste Margarine, Pfd. 70 Pf., 2 Pfd. 1,35 Mk.,
zweite Sorte Pfd. 65 Pf., 2 Pfd. 1,25.
Geräuch. Landmettwurst, Pfd. 80 u. 100 Pf.
Fetten hief. Speck, Pfd. 70 Pf., durchwachsen
Pfd. 65 u. 75 Pf. Gesalz. amerik. Ochsen-
fleisch, Pfd. 45 Pf. Landleberwurst, Pfund
80 Pf., Griebenbrot, Pfd. 60 Pf., empfiehlt
J. F. D. Götte, Kauf. richtmiedestr. 7.

1 Zeller mit 2 Pfund A. L. Mohr's
FF Margarine
kostet jetzt nur Mk. 1,40,
1 Zeller mit 1 Pfund 70 Pf.
bei **Ludw. Hartwig.**

FF Margarine, Pfd. 70 Pf.
sowie sämtliche Colonialwaaren und
Spirituosen empfiehlt
Jac. Timmermann, Mittelstraße 20 a.

Brothfreie Daber'sche Kartoffeln
200 Pfd. 5,40 Mk.
Joh. Nagel, Engelsgrube 51.

Ein Schneiderin wünscht noch Beschäftigung
im Hause.
Engelsgrube 30, 2. Etage.

Wie zu Anfang eines jeden Monats
so sind auch heute wieder große Sendungen billiger Gelegenheitskäufe eingetroffen.
Preise wie nie vorher!!!

Schlafdecken
(großes Format), viele Muster pr. Stück Mk. 1,88.

Buchstift
in kleineren Coupons, gute Waare, großer Vorrath, per ganzes Meter von Mk. 1,78—6,25.

Gardinen
(Double-Tüll) alle mit Handfassung, ganzes Mtr. von 18 Pf. an.
Tüll-Gardinen (Zürbreiten) ganzes Meter von 5 Pf. an.

Trikot-Daillen
schwere Waare, Stück von Mk. 1,45 an.

Schürzen
besonders große Auswahl, neue Sendungen, Stück von 20 Pf. an.

Glacé-Handschuhe
4 Knopf lang v. Mk. 1,20 an.

Confermanden-Jackets
(hübsche Modelle)
Schwarze und farbige Kleiderstoffe
per Kleid von Mk. 2,88 an.

Bielefelder Taschentücher
weiß, gefärbt, Stück 25 Pf.

Schulter-Tragen
reine Wolle, für Confermandinnen und Damen (niebliche Neuheit), Mk. 2,35—4,90.

Otto Albers
Lübeck, Kohlmarkt 13
Baarverkaufslokal für Manufacturwaaren.

Schilling's Bier-Lokal
Dornstraße 40, Ecke Emilienstraße.

Am Dienstag den 5. März:
Sansa-Halle. 2. Subskriptions-Ball.
Eine Familie Mk. 1,50. Herren Mk. 1.
Anfang 8 Uhr präcise. — Ende 2 Uhr.

Montag an der Bahn:
Ia. frostfreie Kartoffeln
Spethmann & Fischer.

Sein Feuerungs- u. Kartoffelgeschäft
im Großen und im Kleinen
empfehlen zu den billigsten Preisen
C. Carlson, Gr. Kiebau 7.
Briquettes, 100 Stück 80 Pf.

Schodde's Restaurant
46 Lindenstraße 46
hält sein Lokal bestens empfohlen.
Kulmbacher Bier 1/10 Liter 20 Pfg.

Visit-Karten
auf ff. Elfenbeinkarton
per 100 Stück von 1 Mk. an
liefert prompt und sauber
Die Druckerei des Lüb. Volksboten
Friedr. Meyer & Co.

Gesucht zum 1. Juli eine Wohnung von 2 bis 3 Zimmern nebst Zubehör. Offerten mit Preisangabe unter **C B** an die Exp. d. Bl.

Zwei kleine Wohnungen zu vermieten.
Rabeburger Allee 25 a.

Gelegenheitskauf: 3 Betten sofort billig zu verkaufen. Hügelstraße 90, 1. Etage, links.

Billig zu verkaufen ein großes Kanarienhäufchen, fast neu. Bahnhofsstraße 23.

Ein gut erhaltener Zirkelkasten
fast neu, ist billig zu verkaufen.
Siebente Querstraße 10.

Wir gratuliren Frau Schröder zu ihrer Wiegenfeier, daß die ganze Margarethenstraße wackelt. — Täglich frische Eier zu verkaufen. Margarethenstraße 17.

Einladung
zum
Stiftungsfest und Ball
der
Genier freiwilligen Feuerwehr
am Sonntag den 10. März 1895
im Lokale des Herrn Dechow baselbst.
Anfang 6 Uhr. Entree 1 Mark.
Der Vorstand.

Jürgens' Restaurant
10—12 Stavenstraße 10—12.
Dienstag den 5. März 1895:
Gr. Größungsconcert
der Damenkapelle Donauwellen.
Auftreten der Solistinnen für Klavier,
Glocken, Zither, Glas-Cyphonium.

Stadttheater in Lübeck
Dienstag den 5. März:
100. Abonnements-Vorstellung. 4. Serie: Die Schauspielerpreise
Anfang 7 Uhr.
Dorf und Stadt
Mittwoch den 6. März:
Ausser Abonnement.
Anfang 7 Uhr. Schauspielerpreise
Benefiz f. Frn. Max Deutschmann
Einmalige Aufführung
Lumpaci vagabundes
Zauberposse in 3 Akten von Johann Nepomuk Strakosky — Herr Deutschmann. Beim
Magnus-Martins. Kriemler — Herr Kuntz
Freitag-Abonnement Nr. 16
findet Freitag den 8. März 1894

Eine Beichte.

In der „Hilfe“, dem von König Stumm in Acht und Bann gehaltenen Organ des Pastor Naumann, berichtet eine Dame aus der Berliner Bourgeoisie über ihre sozialen Entdeckungsfahrten. Sie hatte viel gelernt, hatte sich als Lehrerin in vielen Fächern des „modernen“ Wissens unterrichtet. Nur von Einem wußte sie nichts, von den Millionen um sie herum, die als Proletarier und Proletarierinnen ihr Dasein fristen. „Da wollte es der Zufall“, so berichtet sie, „daß ich meinen naiven Vorstellungen von dem Arbeiterstande und insbesondere von den Sozialdemokraten mit der ganzen unbefangenen Sicherheit der Unwissenheit in Gegenwart einer Frau Ausdruck verlieh, welche statt aller Antwort mich fragte: „Woher wissen Sie das?“

„Ja, woher wußte ich's?“

„Der Frau blieb ich die Antwort schuldig, mir selbst aber ersparte ich die Beschämung nicht, gedankenlos die leichtesten Urtheile, welche zufällig in meiner Hörweite gefaßt wurden, nachgesprochen zu haben. Diese Erkenntnis war dem Gewissen ein Stachel. Ich wollte mich nun selbst überzeugen, daß ich recht hätte, indem ich die Proletarier als genußsüchtig und die Sozialdemokraten als begehrlieh verurtheilte. Bald bot sich die Gelegenheit, eine Volksversammlung zu besuchen; ich nahm allen Muth zusammen und ging hin — etwa mit dem Empfindungen, die man hat, wenn man sich dem Krater eines Vulkans nähert. Ich erwartete eine wilde, lärmende Masse zu finden, dies eine ist mir nur noch klar in der Erinnerung: der Rest muß Schweigen sein! denn über den gewaltigen Eindruck dieser Versammlung und seine nachhaltige Wirkung vermag ich weder mir selbst, noch Andern Rechenschaft zu geben. Es war über mich gekommen und hatte mich gepackt, ich weiß selbst nicht wie. Immer wieder zog es mich hin: der Wunsch, meinen bedrängten, unterdrückten, fleißigen Geschlechtsgenossinnen näher zu treten, ihr Loos zu theilen, beherrschte mich schließlich völlig. So ging ich zu ihnen.“

„Eine neue Welt war's, in die ich eintrat, eine fremde Welt. Welchen Vorwurf birgt dieses Wort! Fremd war mir die Arbeit wie die Erholung, unbekannt waren mir die Anschauungen, Bedürfnisse und Gewohnheiten der Menschen dieser Welt. Ich hatte thatsächlich von den Schneehütten der Eskimos und den Wigwams der Indianer eine klarere Vorstellung, als von den Wohnungen und Arbeitsräumen meiner eigenen proletarischen Volksgenossinnen. In der Schule war jeder Erdtheil beschrieben worden — nur die Welt in der nächsten Nähe nicht. — Nun galt es, aus der gleichen Lebenslage heraus diese fremde Welt verstehen zu lernen und sich ein Urtheil zu bilden.“

Die aus ihrer Blindheit aufgeweckte Frau hält Wort.

„Der erste Schritt auf dem neuen Weg war, eine Stube in Berlin SO. zu beziehen, denn im Südosten hoffte ich, Arbeit zu finden. Meinen Anzug brauchte ich nur wenig zu ändern, denn die Arbeiterinnen liebten es, sauber auf der Straße gekleidet zu gehen; ein altes Kleid, ein wenig billiger Putz und ein Paar Zwirnhandschuhe genügten zur Ausstattung.“

„Unter den 5 1/2 Millionen erwerbsthätigen Frauen hatte ich zunächst an die Näherinnen gedacht, weil ich den technischen Anforderungen dieser Branche genügen konnte; ich gab diesen Plan aber auf, als ich mich überzeugte, in welchem erschreckenden Maße der Mangel an Betriebswerkstätten die Heimarbeit und das Schwitzmeister-System geächtet hat. Vereinzelte Verweise traten direkt an mich heran. Z. B. in einer Versammlung fragte ich eine Arbeiterin, wieviel sie in der Woche verdiene? Sie sagte mir: „Ich arbeite bei mir; für 1 Duzend solcher halbgefütterten Blusen, wie ich eine an habe, bekomme ich 4 Mark; da können Sie denken, was ich der Frau geben kann, die sie mir wieder abnimmt.“ „Müssen Sie auch Garn zuthun?“ fragte ich wieder. „Zawohl“, sagte sie, „Garn und 3 Haken, so an 3 Pfg. Unkosten habe ich pro Stück, mehr als 30 Pfg. habe ich nicht am Stück, dabei verkaufe ich noch Schuhsohlen und muß stundenlang warten, wenn ich Arbeit hole oder abliefern. Die Frau, die sie mir wieder abnimmt, kriegt 18 Pfg. für's Stück. Abgesehen von der Schwierigkeit, unter solchen Verhältnissen über diesen Industriezweig in kurzer Zeit einen Ueberblick zu bekommen, hielt mich in zweiter Linie auch die Thatsache zurück, daß gerade in dieser Branche jetzt eine lebhabte Agitation im Gange ist, welche hoffentlich Licht über die herrschenden Zustände verbreitet und durch erfolgreiche Aufklärung die wirksamste Mahnung für die Arbeiterinnen wird, ihre wirtschaftliche Schwäche durch Anschluß an die Organisation männlicher Kollegen auszugleichen und nachdrücklich die Einrichtung von Betriebswerkstätten zu verlangen.“

„Ich richtete nun meine Aufmerksamkeit auf die Arbeiterinnen der Gruppe X der Berufsstatistik vom 5. Juni 1882, der Papierindustrie, d. h. auf die Arbeiterinnen in Buchbindereien, Luxuspapier-, Karton-, Kontobücher- und Albumfabriken, von denen ich bereits einige in Versammlungen kennen gelernt hatten. Diese bemühten sich mit mir, Arbeit für mich in den Betrieben, in denen sie beschäftigt waren, zu finden, aber vergebens. Acht Tage lang wanderte ich von Comptoir zu Comptoir, nach Arbeit ausschauend — aber überall wurde ich abgewiesen. Die Tonart, in welcher die Abfertigung vor sich ging, war in jedem Betriebe verschieden; in dem Comptoir einer Luxuspapierfabrik in der St. . . . straße ebenso rauh, wie in einer gleichen Fabrik in der Mitterstraße höflich. Der Werkführer in dieser letzteren Fabrik setzte mir höflich auseinander, daß sich's nur für jugendliche Arbeiterinnen in dieser Branche lohne, zu lernen; ich sei zu alt, um Kolorier- und Glimmerarbeit zu lernen, mit der Aussicht, in der Woche später 3—4 Mark zu verdienen, eine Ausföhrung, der ich nichts entgegen zu setzen hatte. Die Tonarten in den Comptoiren hatte ich nun genügend gehört — von der Werkstube aber noch nichts gesehen, und als nun ein kostbarer Tag nach dem andern verstrich, ohne Arbeitsgelegenheit zu bringen, da sank mein Muth, und ich fühlte eine starke körperliche und moralische Abspannung. Wenn ich Abends milde durch die belebten Straßen nach Hause ging, stellte ich mir unsicher vor, was eine Arbeiterin empfinden müsse, welche nicht nur — wie ich — die Niedergeschlagenheit einer immer wieder getäuschten Hoffnung trüge, sondern auch mit Hunger zu kämpfen hätte. Das Wort: Arbeitslosigkeit hatte plötzlich Sinn bekommen.“

„Aber noch andere Betrachtungen knüpften sich daran. Ich stellte mir vor, wie solch' ein mildes, hungriges Mädchen Abends enttäuscht die Schlafstelle aufsucht, welche sie erst von 9 Uhr ab benutzen darf, wie das Gefühl der Verlassenheit sie überkommt und im Verein mit dem Hunger den Worten des Verführers den Boden bereitet. In der großen Stadt arbeitslos und ohne Rückhalt sein, einem Sandkorn gleich, das achtlos zertreten wird, oder einem Spreuhalm, den der Wind verweht, dabei die zunehmende Schwäche fühlen, die der Hunger im Gefolge hat — das ist eine Prüfung, welche nur das charaktervollste Mädchen besteht.“

„Wollt Ihr unsere einsamen Mitschwester retten, übt eine bewahrende Thätigkeit, sammelt sie, scharft sie um Euch! Es gilt, die Alleinstehende, von der Familie Losgelöste, vor der Verlassenheit zu beschützen, in der sie sich selbst aufgibt.“

„Unter allen Arten des Anschlusses ist aber die Gemeinschaft mit den Arbeitsgenossen die zwangloseste und natürlichste. Diese Thatsache genügt, um einerseits die Berechtigung von Fachvereinen, andererseits ihre sittliche Bedeutung klarzulegen. Die organisierte Arbeiterin ist kein verwehtes Blatt, kein Sandkorn, das achtlos zertreten wird, sie hat an der Organisation einen Rückhalt, sie zählt, sie ist ein Posten zur Summe, dessen Dasein oder Nichtdasein die Summe verändert, sie kennt die Mitglieder und ist bekannt. Diese Bedeutung, diese tragende Wirkung der Fachvereine wurde mir in einer unergötzlichen Versammlung der Arbeiter und Arbeiterinnen der Kartonbranche klar. Am Vormittage hatte ich in der Zeitung den Prozeß des Kanzlers Leist und seine — milde Verurtheilung gelesen. Am Abend sah die Volksversammlung über eine Fabrik zu Gericht, deren Inhaber unsittliche Anträge an ihre Arbeiterinnen stellt, nachdem er, ihre wirtschaftliche Schwäche benutzend, ihnen Vorschuß gegeben hat.“

„Zwei Arbeiter hielten Ansprachen an die versammelten Frauen, ermahnten sie, ihre weibliche Würde hoch zu halten, einen sittlichen Lebenswandel zu führen und die Anträge des Arbeitgebers energig zurückzuweisen, denn sie hätten ja an der Organisation einen Rückhalt. Einer der Männer sprach so ergreifend, daß ich — immer unter dem Eindrucke des Prozesses Leist — nicht Stand halten konnte, meine Fassung verließ mich — ich mußte hinaus. Der hohe Staatsbeamte und der reiche Arbeitgeber auf der einen — die beiden Arbeiter auf der anderen Seite: Wer hatte für Sitte und Ordnung gekämpft?“

*) Es handelt sich um die Fabrik von Cohn u. Friedländer, Stralauerstraße 58 in Berlin. Die Red.)

Soziales und Partei-Leben.

Ein Polizeispitzel der geriebensten Sorte scheint das Individuum zu sein, das unter dem Namen Treves seit einiger Zeit sein Wesen treibt. Der betreffende behauptet, ein aus Italien entfloherener Parteigenosse zu sein und besitzt die Adressen einer Anzahl Vertrauenspersonen. Das merkwürdigste bezw. verdächtigste ist, daß er einen auf den Namen Treves lautenden Paß besitzt. Nachdem er vor längerer Zeit die Redaktion der „Leipz. Volksztg.“ gebrandschaft, ist er kürzlich in Essen aufgetaucht. Was uns von dort mitgeteilt wird, erscheint uns durchaus geeignet, unseren oben ausgesprochenen

Folly Morrison.

Roman von Frank Barrett.
Autorisierte Uebersetzung von A. Geisel.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Leichten hüpfenden Schrittes trat Folly neben Esperanza an's Klavier, indem sie ihre Arme schüttelte, als ob sie die Gelenke geschmeidig machen wollte. Der Bächter, aufmerksam werdend, legte sein Zeitungsblatt aus der Hand.

Esperanza war weit mehr aufgeregt als das Mädchen, er spielte einige Takte einer bekannten Balletmusik und fragte: „Genügt das?“

„Vollkommen!“ Ihr Herz schlug hoch auf.

„Sagen Sie mir, wenn ich anfangen soll.“

„Ich werde in die Hände klatschen.“

Follys Herz klopfte jetzt zum Zerspringen, aber sie wußte sich zu beherrschen und in den Hintergrund der Bühne zurücktretend, maß sie dieselbe mit raschem Blick für ihr Werk. Hierauf streifte ihr Auge den Theaterpächter, Esperanza und das alte Weib im Parterre, zu welcher sich noch eine andere gefellt hatte; sie Beide blickten neugierig auf die Folly, welche oft genug nur vor ihren kleinen Kaninchen getanzt hatte, und so erschienen ihr die wenigen Zuschauer durchaus genügend.

Esperanza bemerkte ihr Umherschauen und fast fürchtete er, sie werde den Versuch für heute aufgeben. Aber jetzt fing er ihren funkelnden Blick auf und gewann sein Zutrauen wieder. Er legte die Finger auf die Tasten.

Auf einem Stuhle lagen sein Pelzrock und ein schreiend rothes Foulard, welches er gewöhnlich um den

Hals trug. Folly griff rasch nach dem Tuche und fragte:

„Darf ich?“

Der Spanier nickte; Folly flog in die erste Coullisse, warf den Hut, die Jacke und das verhaßte steife Kattunkleid ab und zapfte vor dem Spiegel ihre Röcke zurecht. Hierauf drapirte sie das lange rothseidene Tuch geschickt über das weiße Leibchen, welches sie trug, klatschte in die Hände und als Esperanza die einleitenden Takte der Balletmusik spielt, schwebte Folly aus der Coullisse über die Bühne, sich rythmisch bewegend und dabei mit so bezaubernder Grazie, daß dem Spanier wie dem Theaterpächter der Athem stockte. Das seltsame improvisirte Kostüm ließ ihre schön geformten Arme und den reizenden Nacken auf das Glänzigste hervortreten. So sicher war sie in der Bewegung, als ob sie mindestens ein Duzend Proben mitgemacht hätte.

Jetzt kam eine Pause — Esperanza nahm die Hände von den Tasten und Folly stand in entzückender Pose still und blickte mit strahlendem Lächeln auf die leeren Bänke des Zuschauerraums. Ihr selbst schien das Haus nicht leer. Ihre geschäftige Einbildungskraft füllte es mit bewundernden Zuschauern. Die Pause dauerte ihr zu lange und sie gab dem Balletmeister ein Zeichen, fortzufahren.

Esperanza spielte weiter; jetzt flog Folly mit ausgebreiteten Armen hierhin und dorthin und mitunter schien es, als ob sie sich in die Luft werfe und körperlos schwebte. Jetzt pirouettirte sie nach vorn — dann wirbelte sie sich wieder rückwärts und während der Pächter mit immer weiter aufgerissenen Munde auf das sich vor seinem Blicken abspielende Wunder starrete, hatte Esperanza seine liebe Noth, mit Folly Schritt zu halten, denn immer schneller, in immer rasenderem Tempo um-

kreiste die junge Tänzerin den Spielenden; der Schweif trat auf seine Stirne und dennoch rief sie heftiger: „Biel schneller spielen!“

Von Bewunderung hingerissen, klatschte der Menager in die Hände. Esperanzas Finger erlahmten und plötzlich gerieth er ins Stocken.

Er spielte zwar gleich weiter, aber es wollte ihm nicht gelingen, die unermüdete Tänzerin einzuholen. Als das Spiel aufhörte, huschte Folly zum Klavier und rief mit bligenden Augen: „Sie haben mir mein Finale verborben!“ Dann drehte sie sich auf einem Absatz herum und entfernte sich mit der Miene einer zürnenden Königin.

„Mademoiselle — es thut mir leid, aber —“ stammelte der Balletmeister, indeß Folly erregt auf- und abschnitt. Dabei lösten sich ihre Haarflechten und fielen herab. Von dem rothgoldenen Gewoge wie von einem Mantel umwält, stand Folly plötzlich dicht bei den Lampen.

„Nun?“ wandte sich Esperanza triumphirend an den Pächter.

„Was verlangt sie?“ gab dieser lakonisch zurück.

„Ich habe sie noch nicht gefragt.“

Folly hatte sich inzwischen beruhigt; sie hatte ein Gefühl, als ob sie sich kindisch benommen hätte und das machte sie verlegen. Als sie zu den beiden Herren trat, sagte der Spanier lächelnd:

„Mademoiselle wird mir gütigst verzeihen, das ich nicht Schritt mit Ihr gehalten, aber es war mir rein unmöglich.“

Folly erröthete und tief lächelte und jetzt sagte der Pächter:

„Darf ich vielleicht nach Mademoiselles Bedingungen fragen?“

Verdacht nur noch zu stärken. Befagter Treves wurde von den dortigen Parteigenossen abgefaßt und gestand auf deren Drängen, daß er ein Verräther sei. Er wurde der Polizei überwiesen; als sie sich aber am nächsten Morgen nach ihm erkundigten, wurde ihnen mitgetheilt, daß Treves wieder auf freien Fuß gesetzt worden sei.

Stegmüllerei. Grimmitzhan (Sachsen). Das Rathskollegium war vollzählig (8 Herren) vertreten, von dem Stadtverordnetenkollegium waren 20 Herren (4 entschuldig) anwesend; der sozialistische Vertreter Restaurateur Baumsegel stimmte mit für die Ernennung des Fürsten Widmarck zu unserem Ehrenbürger. So schreibt das „Leipziger Tageblatt“ und unser Zwickauer Bruderorgan, „Sächs. Volksblatt“, bemerkt dazu: „Herr Baumsegel ist kein Sozialdemokrat. Wenn er auch bei der letzten Gemeinderathswahl mit als Kandidat auf der Arbeiterliste stand, so um deswillen, weil Baumsegel in Klasse A (Hausbesitzer) mit über 150 Steuerseinheiten wählbar war, unsere Genossen aber über solche Kandidaten nicht verfügen. Um die Liste möglichst vollständig zu machen (!), ward mit Bewilligung Baumsegels derselbe auf unsere Liste gesetzt, doch keineswegs als Sozialdemokrat, auch haben wir uns seines seinerzeitigen Sieges, der nur besonderen Umständen zu danken war, als eines sozialistischen nicht gerühmt. Unsere Genossen hat Herr Baumsegel durch seine Abstimmung über die Ehrenbürgerei des Redakteurs der Emser Depesche nicht enttäuscht, wir wußten, wie wir in derartigen Dingen mit ihm daran waren, darauf können sich unsere Gegner verlassen.“ — Dann bleibt es aber doch unter allen Umständen eine Stegmüllerei, daß man der lieben Symmetrie zu Liebe — damit die Liste möglichst vollständig werde — einen Gegner auf die sozialdemokratische Liste setzt und wählt.

Quittung

über bei der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands in der Zeit vom 9. bis 22. Februar 1895 eingegangene Gelder.

Quartalsbeitrag (4. Quartal 1894) Zentralverein der Former 150 Mk. Quartalsbeitrag (4. Quartal 1894) Verband der Bergarbeiter 18,60 Mk. Quartalsbeitrag (3. u. 4. Quartal 1894) Verband der Lederarbeiter 320 Mk. Quartalsbeitrag (4. Quartal 1894) Verband der Schneider 272 Mk. Zur Deckung des Defizits gingen ein: Verband der Bergarbeiter 6,60 Mk. Zentralverband der Maurer, Zahlstelle Pinneberg 15 Mk.

A. Demuth,
Hamburg, Poolstraße 41, 2. Etage.

Städtischer Fleischverkauf. Welche Tyrannei die Bevölkerung zu gewärtigen hätte, wenn die Innungen zu der Macht gelangen würden, die sie sich herbeiwünschen, geht recht deutlich aus einem Vorkommniß hervor, welches die „Blätter f. soz. Praxis“ aus Freiburg i. B. mittheilen. Dort hielten die in der Metzgerinnung organisierten Fleischmeister auf sehr hohe Preise und lehnten eine Aufforderung des Stadtraths, auf normale Sätze herunterzugehen, kurzweg ab. Hierauf hat der Stadtrath eine städtische Schlächtereier mit drei Verkaufsläden eingerichtet, das Fleisch zu 10—12 pCt. billigeren Preisen verkauft, und schon nach 6 1/2 Tagen einen Reingewinn von 800 Mark gemacht, welcher der Armenkasse zuströmt. In der Bürgerausschuß-Sitzung vom 31. Januar kam dieses Vorgehen zur Verhandlung. Der Stadtrath begründete den Schritt mit der schroffen Haltung der Metzgerinnung, dem fortwährenden Sinken des Freiburger Fleischverbrauchs, der steigenden Einfuhr billigen fremden Fleisches und der Schädigung des Rufes der Stadt als eines theuren Wohnortes. Der

„Wenn ich nur bekomme, daß es für Wohnung, Unterhalt und Toilette ausreicht, bin ich schon vollständig zufrieden.“

Als der Theatermann dies hörte und an den alten Hut und das fleise Rattunkleid dachte, bot er Folly drei Guineen wöchentlich.

„Ich nehme an,“ sagte Folly nach kurzem Besinnen — sie hatte sich berechnet, daß drei Guineen sehr viele einzelne Pence sein müßten.

„Gut — mein Sekretär soll Ihnen sofort einen Vertrag aufsetzen, den Sie dann gütigst unterschreiben werden.“

„Ich kann nicht schreiben,“ lachte Folly.

Darob staunte der Menager nicht im geringsten — gut tanzen und gut erzogen sein, bedeutete ihm nicht ein und dasselbe.

„Wenn Sie Ihr Zeichen unter das Dokument setzen, genügt das,“ sagte er freundlich. „Wir setzen das Engagement vorläufig auf sechs Wochen, nach Verlauf dieser Zeit entwerfen wir einen neuen Vertrag. Wie heißen Sie?“

„Folly.“

„Ah, das ist originell!“ rief Esperanza. Da folie — ein kapitaler Name! und wenn Gravin ein passendes Kostüm zeichnet . . .“

„Rein, nicht immer diese französischen Namen und Kostüme, das Publikum ist derselben längst überdrüssig,“ fiel der Pächter dem Balletmeister ins Wort. „Lassen wir den Namen Folly wie er ist und Alfred Thompson oder ein anderer englischer Künstler soll eine Toilette entwerfen. Ich werde die Sache sofort in die Hand nehmen und Sie, Esperanza, können sich vielleicht so einrichten, daß wir das Debut unserer neuen Tänzerin für nächsten Sonnabend ansetzen. Bis dahin sind's noch sechs Tage — wird's gehen?“

„Was mich betrifft, ja — ob mit der Toilette ist eine andere Frage.“

„Das Kostüm soll meine Sorge sein — wenn Sie sonst neue Ideen haben, lassen Sie mich es bei Zeiten wissen!“

Bürgerausschuß billigte mit 78 gegen 24 Stimmen die Maßnahmen des Stadtraths und lud denselben nur ein, wegen Preisabzuges in erneute Verhandlungen mit der Metzgerinnung zu treten. — Wahrscheinlich dürfte die Innung jetzt „müde“ geworden sein und nachgeben.

Aus Nah und Fern.

Dargun. Die Spulgeschichte in Dörgelin bei Dargun hat noch nicht ihr Ende erreicht, im Gegentheil, der mecklenburgische Spul nach Resauer Art treibt nach wie vor mit ungeschwächten Kräften sein Wesen und die Zahl der Gläubigen wächst noch von Tag zu Tag. Bezeichnend ist folgender Vorfall: Dieser Tage kam die Mutter eines der beiden beim Dörgeliner Erbpächter P. bebildeten Mädchen, in deren Kammer der Spul ganz besonders zu Tage tritt, Abends zu dem Gastwirth des Dorfes, bei dem um diese Zeit die Honoratioren dieses Ortes beim Glase Bier versammelt sind. Die Frau tritt in die Gaststube, begrüßt mit verlegener Miene die anwesenden Gäste und wendet sich dann an den Wirth mit der leise gesprochenen Frage: „Kannst Du mir nicht einen recht groten Wagen Briefpapier überlassen?“ „Was mißt Du denn dornit?“ fragt sie der Wirth. Die alte Frau thut noch verlegener und antwortet nach einigem Zögern: „Vor fall ein Himmelsbrief upschreiben werden, um denn Spül bi P. in Dörgelin, wo min Tochter deint, tau bewahren.“ Jetzt erkönt vom Stammtisch eine Stimme: „Dunnerwedder, Moder F., sowatt versteihst Du ok?“ „Ne“, erwiderte die gute Frau, „ich nich, äwer bei oll K. in Gneuden (Gnoien), bei hätt en Hegenbau, dei kann datt, un von denn will ich mi denn Brief schreiben laten.“ In Wirklichkeit hat sich bald darauf der in Beschwörungsformeln bewanderte Mann mit seinem Zauberbuche zu dem Orte des Schreckens begeben, um den Spul zu bannen. Die lieben Dörgeliner, die übrigens bereits von Berliner Spiritisten besucht werden, haben ihm aber keinen Erfolg bekätigen können, denn der Rumorende soll es in den Tagen ärger als zuvor getrieben haben. Erst seitdem der Knecht des Nachbarn krank darniederliegt, ist es im Spulhause stiller geworden.

Wegen eines frechen Betrages ist in Rom der Sohn des früheren italienischen Hausministers Grafen Bisone, der bis vor Kurzem als Botschaftssekretär in Berlin thätig war, aus der diplomatischen Laufbahn entfernt worden. Der Betrug wurde beim Spiel, und zwar in einem aristokratischen Jagdklub verübt. Der junge Graf spielte eines Nachts mit großem Mißgeschick; jede Karte schlug gegen ihn, und als der Morgen graute und man an die Abrechnung ging, erwies es sich, daß der Graf Bisone 15 000 Lire verloren hatte. Diese sollten nun auch bezahlt werden, aber das Portefeuille des Grafen war leer. Jedoch er wußte sich Rath, er zog aus der Tasche seines Rockes ein Checkbuch, löste ein Blatt aus demselben und füllte es mit 25 000 Lire aus. Dann rief er den Kassirer des Klubs und sagte ihm: „Hier ist ein Check über 25 000 Lire auf eine Bank in Berlin. Bezahlen Sie die 15 000 Lire, welche ich an die Herren verloren habe, und den Rest von 10 000 Lire geben Sie mir boar heraus.“ Der Kassirer zögerte nicht, den Wunsch des jungen Mannes zu erfüllen. Drei Tage später wurde der Klub von dem Berliner Bankier benachrichtigt, daß Graf Bisone allerdings bei ihm ein Depot habe, aber ein solches von — 50 Mark. Als man im Klub dies erfuhr, hatte man den Grafen bereits

Folly hatte dem Gespräch der Beiden athemlos zugehört — sie konnte kaum glauben, daß es sich um ihr erstes Auftreten handelte und doch war dem so. Freilich erschien es ihr unwürdig, sich mit solchen nüchternen Details zu befassen, aber das mußte wohl so sein und das Resultat fiel dann vielleicht auch um so befriedigender aus.

Esperanza bemerkte, daß das junge Mädchen zitterte und so sagte er besorgt:

„Gehen Sie, Mademoiselle, und kleiden Sie sich wieder an — es ist hier zu kalt.“

(Fortsetzung folgt.)

Litterarisches.

„Prostitution oder Produktion, Eigenthum oder Ehe?“ Eine Studie zur Frauenbewegung von Johanna Loewenherz. 209 Seiten 8°. 1,50 Mk. ord. — Der wesentliche Inhalt des Buches ist in Kurzem folgender: Es ist die Kriegstüchtigkeit, an die wir in der ganzen historischen Zeit alle Ehren und Würden, welche die Gesellschaft zu vergeben hat, geknüpft sehen. Das kriegsunfähige Weib konnte also keine gesellschaftliche Stellung erringen. Diese Kriegsunfähigkeit des Weibes ist aber in dessen eigener Natur, in seiner edelsten Kraft begründet, in seiner Mutterliebe: das Weib kann das von ihm Geborene nicht tödten. Das so aus dem öffentlichen Leben ins Haus gebrachte Weib arbeitet, hat aber den Ertrag seiner Arbeit nicht, es ist wirtschaftlich abhängig. Diese Abhängigkeit des Weibes führt wiederum zu anderen Unzulänglichkeiten, führt besonders zu der Prostitution. Erst mit dem Fortfall der Kriege und wenn dem Weibe für seine Mitwirkung an den Geschäften des Friedens der volle Ertrag seiner Arbeit gesichert ist, wird die Stellung der Frau eine der Stellung des Mannes gleichberechtigte sein können. Prostitution ist also eine Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau, die Produktion wird sie aus dieser Abhängigkeit befreien. Eigenthum des Mannes ist die Frau heute, erst bei Freiheit der Frau kann von einer Ehe, als von einem sittlichen freien Vertrag, welcher Liebe zur Voraussetzung hat, die Rede sein. Ausgehend von einer Betrachtung über die tiefste Entwürdigung des Weibes — die Prostitution —, spricht sich die Verfasserin über alle Lebensverhältnisse mit demjenigen Freiethum aus, den wir endlich auch von der Frau fordern müssen, wollen wir anders je ihre Eigenart, ihre Gedankenwelt, ihr Urtheil und ihre Wünsche kennen lernen. Wie die benachtheiligte Stellung der Frau in ihrer eigensten innersten Natur, in ihrer Mutterliebe ihre Ursache hat, so kann diese Benachtheiligung nur mit der Beseitigung der Kriege ein Ende haben — Sozialismus

seit zwei Tagen nicht mehr gesehen. Die Anklage wegen Betruges ist, nach der „Frei. Btg.“, bisher noch nicht gegen ihn erhoben worden.

Ein heiteres Stückchen aus erster Zeit, welche gleichzeitig zeigt, wie vielseitig so'n armer Stadtrath sein muß, erfahren wir von Wurz. Der Stadtrath Dr. Krippendorf — eine sehr bekannte Persönlichkeit — hat einem Einwohner folgende Warnung zugehen lassen: „Wie anher zur Kenntniß gekommen ist, pflegt der Ihnen gehörige, weiße, schwarzgefleckte Hund in den Gastzimmern hiesiger Restaurants, in welche Sie den Hund mitbringen, die Stuhl- und Tischbeine, nach Befinden (?!?) auch andere Gegenstände, zu bepfiffen. Das kann, wie Sie sich wohl auch selbst sagen werden, schon im Interesse anderer Gäste nicht geduldet werden. Da, wie es scheint, Ihr Hund nicht stubenrein ist, so wird Ihnen hiermit aus gesundheitspolizeilichen Gründen die Mitbringung des Hundes in öffentliche Restaurationslokale zur Vermeidung einer Geldstrafe von 5 Mark für jeden Zuwiderhandlungsfall hiermit verboten.“ — Ist doch ein geplagtes Leben, das die armen Stadträthe führen, sogar Stuhl- und Tischbeine, nach Befinden auch andere Gegenstände, müssen sie vor unanständigen Hunden schützen.

Ein herumziehender Artist, ein sogenannter Messerschneider, welcher sich in einem Gasthose in Verneburg in seiner gefährlichen Kunst produzierte, mußte sein Kunststück mit dem Leben büßen. Derselbe steckte 37 Zentimeter lange Zinkblechmesser in den Mund, wobei er auf einem Stuhle Kopf stehen wollte. Der Mann fiel vom Stuhle und verletzte sich derartig, daß er nach dem Krankenhause geschafft werden mußte, wo er seinen Verletzungen erlegen ist. Die Messer hatten beim Fallen die Luftröhre durchstoßen.

Dortmund. Die Nothwendigkeit der Entschädigung unschuldig Verurtheilter wird durch die Erfahrung immer wieder bestätigt. Die Dortmunder Strafkammer sprach den Arbeiter Hagemeier im Wiederaufnahmeverfahren frei. Hagemeier war wegen Körperverletzung im September 1894 zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden, wovon er fünf unschuldig verbüßt hat. Er ist wirtschaftlich ruiniert.

Das närrischste Zeug begeben oftmals unsere Gegner, um die Ausbreitung unserer Ideen zu verhindern. In Altorde im Wahlkreis Schwelgern war es unseren Parteigenossen endlich gelungen, ein Versammlungslokal zu erhalten. Als die Zeit so weit vorgerückt war, daß Genosse Hugo, welcher als Referent erschienen war, mit seinem Vortrag beginnen wollte, da — plötzlich erscholl das Alarmsignal der Ortsfeuerwehr. Alles befand sich natürlich in der größten Aufregung, da bei den meisten Anwesenden im ersten Augenblick der Gedanke an eine Feuergefahr vorhanden war, doch glücklicher Weise war dem nicht so. Als die Leute auf ihrem Sammelplatz angekommen, wurde ihnen, nachdem sie angetreten waren, eröffnet, daß — der Brandmeister von Schwelgern eintreffen werde, um einer Uebung beizuwohnen. Nachdem die Leute bereits eine Stunde gestanden, und immer noch nicht der erwartete Brandmeister eingetroffen war, ließ der Hauptmann dieselben abtreten. Der Staat war gerettet, denn die Versammlung war durch diesen Zwischenfall vereitelt. Fehlgelassen ihr Staatsretter! Nachdem man eingesehen, daß es sich nicht um Rettung von Menschenleben handelte, hatte man den wahren Zweck erkannt und wurde die Versammlung seitens unserer Genossen vorläufig um eine Stunde vertagt. Nachdem nun der ungeduldig harrende Feuerwehr der Befehl: Abtreten! gegeben war, da zeigte sich, was man wahrscheinlich nicht erwartet hatte. Geradezu im Sturm ging's nach Hause, um den Feuerwehr-Rittel auszu ziehen, und sodann ebenso rasch, wie man die Versammlung verlassen hatte, wieder zurückzukehren, welche dann ihren regelrechten Fortgang nahm. Auf welcher Seite der Erfolg zu verzeichnen ist, nun, das zeigte das Hoch, das Genosse Hugo am Schluß der Versammlung auf die Sozialdemokratie, sowie auf unseren Kandidaten, Genossen Guhn, ausbrachte.

Burg. In schrecklicher Weise ist der Soldat Hartmann vom hiesigen Feldartillerie-Regiment zum Krüppel geworden. Derselbe desertirte, hielt sich sechs Tage lang in einem Strohdienem auf und nahm in dieser Zeit weiter nichts zu sich als Wasser, das er aus dem Kanal trank, zu dem er sich Nachts hinschleppte. Fast verhungert und erfroren wurde er in seinem Versteck aufgefunden und in das Lazareth aufgenommen. Kaum aus diesem wieder entlassen, desertirte er zum zweiten Male und brachte wiederum fünf Tage im Freien zu. Dabei erfroren ihm die Füße derartig, daß er, nachdem er in Egeln festgenommen war, sofort ins Lazareth gebracht werden mußte. Es trat Brand hinzu, und daher mußten, um das Leben des Unglücklichen zu retten, beide Füße im Mittelfußgelenk amputirt werden.

Zu dem Attentat auf den Bischof in Catanzaro werden folgende Einzelheiten mitgetheilt: Der Seminarist Luigi Nisi feuerte Mittwoch Abend, als er erfuhr, daß er nicht zur Priesterweihe zugelassen würde, im bischöflichen Palais in Gegenwart des Bischofs auf den Rektor des Seminars einen Revolver schuß ab und verwundete denselben schwer an der linken Wange. Sodann feuerte Nisi noch zwei Schüsse gegen einen Diener ab, welcher ihn festzunehmen versuchte; der Diener blieb unverletzt. Der Verbrecher entfloh, stellte sich aber später selbst der Polizei.